10

DISKUS

1962 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

12. JAHRG. DEZEMBER

D 2442 E Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

Graphik: Hessischer Rundfunk

Anfrage

an 144 deutsche Professoren

„Die Frage der Schuld oder Unschuld einzelner zu klären, sind wir weder imstande noch befugt." Aus einer Erklärung Tübinger Professoren zur Spiegel-Affäre.

Sehr verehrte Herren Professoren!

Sie haben sich in diesen Wochen — unter anderem unter Berufung auf Ihr Lehramt — mit Stellungnahmen zur Spiegel-Affäre an den Bundespräsidenten, an unser Parlament und an die Öffentlichkeit gewendet. Die meisten politisch bewußten Bürger unserer Republik sind Ihnen dafür dankbar.

Sie haben dabei festgestellt, daß sich ein „Verstoß gegen den Geist der Verfassung" ereignet hat und fordern, daß „dafür verantwortliche Minister die Konsequenz aus ihrem ... Versagen ziehen".

„Tief betroffen", gelten Ihre Sorgen „jenen Fehlern und Mißständen, die nicht im gerichtlichen Verfahren geheilt und gesühnt werden können". Sie fahren fort: „Die Behandlung der Spiegel-Sache durch die Bundesregierung war schlimmer als eine Summe von Mißgriffen, sie war unwürdig." Die Vorwegnahme des Gerichtsurteils durch den Regierungschef „ist eine Mißachtung der Rechtspflege und untergräbt im Volk die Glaubwürdigkeit der künftigen richterlichen Entscheidungen in dieser Sache". Dazu können Sie nicht schweigen, und Sie „hoffen darauf, daß der Bundestag in gemeinsamer Anstrengung aller Fraktionen die Kraft haben wird, der Wahrhaftigkeit und Rechtlichkeit bei der politischen Willensbildung wieder Geltung zu verschaffen".

Zwar sind Sie „in Sorge um den Fortbestand der freiheitlichen Ordnung in der Bundesrepublik"; aber Sie sagen: „Die Frage der Schuld oder Unschuld einzelner zu klären, sind wir weder imstande noch befugt." Sie wissen auch, daß „viele Bürger unseres Landes, unter ihnen gerade auch unsere Studenten, sich in anhaltender Beunruhigung fragen, ob die Prinzipien des Rechtsstaates und die Spielregeln der Demokratie gewahrt bleiben". Trotzdem versichern Sie: „Es ist auch nicht unsere Aufgabe, zu den Fragen Stellung zu nehmen, die legitimer Gegenstand parteipolitischer Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit und im Bundestag sind." Auch machen Sie u. a. „den verbreiteten Eindruck ..., daß Mitglieder der Bundesregierung die Prinzipien des Rechtsstaates subjektiv nicht ernst nehmen", für die Vertrauenskrise verantwortlich und zitieren öffentliche „Zweifel, ob unsere staatlichen Institutionen noch in diesem Sinne als unantastbar gelten können". Und dennoch erwarten Sie von eben dieser Regierung „einen unmißverständlichen Akt des Anstandes" und „eine durchgreifende innere Erneuerung"!

Nun hat sich mittlerweile Deutschlands „innere Erneuerung" auf unnachahmliche Weise an den Wahlurnen unseres Entwicklungslandes Bayern manifestiert; Rudolf Augstein ist noch immer in Haft, Konrad Adenauer bildet die Regierung und der Herr Kollege Güde findet das alles ganz in Ordnung.

Meine sehr verehrten Herren Professoren: Da waren Sie also „in Sorge", „bewegt", „tief betroffen"; Sie haben „erklärt", „gemeint" — auf „Anstand" und „innere Erneuerung" gehofft: Und was passiert? Es werden ein paar Figuren verschoben. Das Brett bleibt!

Was werden Sie eigentlich tun, wenn Rudolf Augstein auf Grund der „Mosaik-Theorie" als Landesverräter verurteilt wird?

Was werden Sie tun, wenn das Bundesgericht dabei einem Gutachten folgt, das im Verteidigungsministerium entstanden ist?

Was werden Sie tun, wenn das Bundesverfassungsgericht die Einlassung verwirft, der § 99 Abs. 1 mit seiner derzeitigen, unbestimmten, gutachtlich erläuterungsbedürftigen Fassung des „materiellen" Geheimnisbegriffs befinde sich im Widerspruch zum Artikel 103, Absatz 2 des Grundgesetzes, der besagt: „Eine Tat kann nur bestraft werden, wenn die Strafbarkeit gesetzlich bestimmt war, bevor die Tat begangen wurde."?

Was werden Sie tun, wenn sich die Mehrheit des deutschen Parlaments weigert, den „Vorsatz der Schädigung des Wohls der Bundesrepublik" zum unerläßlichen, definitorischen Tatbestandsmerkmal für jede Art Landesverrat zu machen?

Was werden Sie tun, wenn deutsche Gerichte die Landesverratsparagraphen — einmal erprobt — wieder und wieder als politische Waffe nun auch gegen liberale und sozialistische Kritiker der Regierung verwenden sollten?

Was werden Sie tun, wenn der Deutsche Bundestag Notstandsgesetze verabschieden sollte, die es im Kriegsfall zum strafwürdigen Verbrechen machen, amtlich erklärte Kriegsziele (z. B. Territorialforderungen) öffentlich zu kritisieren oder publizistisch den Waffenstillstand bzw. den Friedenschluß zu fordern?

Was werden Sie tun, wenn Sie in den nächsten Monaten wieder und wieder lesen müssen, daß leitende deutsche Kriminalbeamte wegen Beteiligung an Massenmorden vor Gericht kommen oder daß amtierende Staatsanwälte und Richter der Beteiligung an Terror-Urteilen bezichtigt werden und weitgehend wegen „fehlenden Unrechtsbewußtsein" nicht belangt werden können? Wenn sich Unentdeckte nach Verstreichen der Verjährungsfrist schamlos damit brüsten können?

Was werden Sie tun, wenn sich erweisen sollte, daß diejenigen Schichten, die in Deutschland traditionell die Mehrheit der Richter, Beamten, Lehrer, Offiziere und das Personal anderer einflußreicher Berufe stellen, partout einen monolithischen, autoritären, kurz: den Obrigkeitsstaat wieder haben wollen — trotz parlamentarischer Demokratie? Und wenn sich zeigen sollte, daß sie durchaus in der Lage sind, diesen Willen zu verwirklichen,

Fortsetzung Seite 2

Verführer zum falschen Leben
Seite 3

Linien der Filmkritik
Seite 5

Terroristen, Ästheten & Co.
Seite 6

Bäume wachsen in den Himmel
Seite 7

Peter Weiss: Avantgardefilm
Seite 10

Reinhard Lettau: Exempel?
Seite 11

Bilder von Rolf Kissel
Seite 12

DISKUS Frankfurter Studentenzeitung Erscheint monatlich außer März und September.

Herausgeber: Norbert Ely, Alexander Gockel, Peter Milger, Peter Schafmeister, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Reiner Diederich (Politik), Alexander Gockel (Kulturpolitik), Wolfgang Vogel (Ausland), Karl Riha, Ror Wolf (Feuilleton), Peter H. Schröder (Mitarbeiter).
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Redaktionsgeschäftsführer: Klaus Scheunemann, Vertrieb: Siegfried Bartels.
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5a vom 30. November 1961.
Anschrift der Zeitung: 6 Frankfurt am Main, Mertonstraße 26–28, Telefon 77 06 43 188.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialien gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS. Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Erlaubnis der Redaktion.
Abonnementsbestellungen zum Preis von DM 6,– jährlich nimmt jedes Postamt entgegen.
Studentenabonnements (3,– DM) sind bei der Redaktion zu bestellen, ebenfalls Lieferungen in das Ausland.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach, Offenbach am Main, Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.
Diesem Heft liegt ein Prospekt der Vermittlungsstelle für Europäische Studienreisen, Frankfurt, bei.

Sprachschwierigkeiten

Falls Labour M. P. Richard Crossman jemals Zweifel an der kritischen Haltung seiner Partei zur EWG gehabt haben sollte, seine jüngste Reise durch die Bundesrepublik hätte diese Zweifel zerstreut. Schon bei seinem ersten Auftritt mußte der geistvolle und streitbare britische Abgeordnete feststellen, daß die in früheren Jahren erworbenen Deutschkenntnisse nicht mehr ausreichten, sich den Führungskräften der deutschen Politik verständlich zu machen.

Da saß Crossman auf dem Podium eines Hörsaales zwischen fünf Herren deutscher Zunge und wollte mit ihnen über die Hauptprobleme der Ost-West-Auseinandersetzung sprechen. Seine rhetorischen Fähigkeiten konnte er mühelos ins Deutsche übertragen, das Vokabular neuester Prägung („der Spitzbart", „die SBZ") ließ er sich geduldig erklären, und in kühnen Rückblicken und Ausblicken schlug er dann munter der deutschen Politik den Bart ins Gesicht.

Allein, als er der Aufforderung des Diskussionsleiters, seinen Standpunkt darzulegen, nachkam und erklärte: „Wir müssen die Tatsache der deutschen Teilung anerkennen", war es, als könnten seine Partner ihn selbst nun nicht mehr erkennen. Unter dem Hinweis, es ginge nicht an, daß er eine Karikatur aus der deutschen Nachkriegspolitik mache, wurde er aufgefordert, seinen Standpunkt darzulegen. Crossman kam dem gehorsamst zum zweiten Male nach. „Sie machen sich ja schlechter als Sie in Wirklichkeit sind", rief da der dritte Gesprächspartner und forderte ihn auf, endlich seinen Standpunkt darzulegen. Hier zeigte sich die Qualität des englischen Politikers: Richard Crossman erklärte geduldig und nachsichtig zum dritten Male. Doch der CDU-MdB und Gesprächsteilnehmer, der auf der Autobahn zwischen Bonn und F... im Verkehr steckengeblieben war, hatte durch seine Verspätung den Faden der Unterhaltung noch nicht aufgenommen. Nachdem er in deftigem Akzent die Politik der Stärke propagiert und zugleich entschieden zurückgewiesen hatte, die Politik der Stärke zu propagieren, überraschte er mit der an den englischen Gast gerichteten Frage „Was ist eigentlich Ihr Standpunkt, Mr. Crossman?"

Der letzte Versuch Crossmans, seinen Zuhörern die Tatsache der deutschen Spaltung plastisch zu machen, wurde jäh unterbrochen. Erregt rief es vom rechten Ende des Podiums: „Sie, Herr Crossman, haben unsere Rücksicht auf Ihre Sprachschwierigkeiten ausgenutzt, um Ihre politischen Ansichten nach vorn zu spielen; jetzt ist die Zeit um, und Sie haben immer noch nicht erklärt, warum Ihre Labour Party gegen den Beitritt Englands zur EWG ist."

Meine Nachbarin klopfte begeistert auf die Kollegbank und rief: „Richtig – sehr richtig!"; vorher hatte sie mit der Spitze ihrer Berlin-Anstecknadel „Crossman ist doof" in die Bank geritzt. Herbert Wehner von den deutschen Sozialdemokraten ließ nach der Reise des englischen Kollegen in die Zeitung setzen: „Crossman ist schamlos".

Leonhardt Knopf

Universität und Politik

Das Verhältnis von Universitätsverwaltungen, Professoren und Studenten zur Politik, die den Charakter verdirbt und Hörsaalbänke bedroht, ist nach wie vor problematisch. Gründe sucht man am besten in den Traditionen der deutschen Hochschule, die als Stätte literarischer Bildung und freier, d. h. von staatlichen Einflüssen, politischen Zwecken befreiter Forschung konzipiert war. Max Weber verbannte selbst das Nachdenken über die Folgen wissenschaftlicher Erkenntnis aus den Universitäten und er dekretierte: „Politik gehört nicht in den Hörsaal". Damit hatte er insofern recht, als ex cathedra politisierende Professoren zur Demagogie verleitet und ihren Lehraufgaben entfremdet würden. Er hatte aber unrecht, wenn man bedenkt, daß die „Zweckfreiheit" der deutschen Wissenschaft deren Gleichschaltung im 2. wie 3. Reich nicht verhinderte, sondern förderte. „Reine" Wissenschaftler wissen nur, was sie tun, nicht was mit ihnen und ihren Geisteskindern getan wird, sie funktionieren unter jedem Herrn.

Die, von den Korporationen abgesehen, auf direkte politische Imprägnierung verzichtende klassische Hochschulbildung zog dennoch treue Staatsdiener heran. Auch quasi unpolitische Haltung akademischer Bürger wirkt politisch im Sinn bestehender Verhältnisse und wird von denen, die am Stillstand interessiert sind, geschätzt. Sie wollen die Studenten auf ihr Fachstudium festnageln oder in Kollegienhäusern „außerwissenschaftlich erziehen" oder sprechen der Studentenvertretung, die sowieso nicht viel zu sagen hat, ein „politisches Mandat" ab, das sie besitzen muß, weil Politik nicht vor der Universität halt macht. Es paßt zu den Abstinenzforderungen, wenn die nicht dösenden Studenten als „nörgelnde Minderheit" hingestellt werden und der in der Theorie wenigstens demokratische Staat, den jeder mitbestimmen können sollte, als „Gefüge", an dem zu „rütteln" gefährlich und unverantwortlich sei (lesen Sie dazu die beiden konträren Beiträge von Hans Freienfeld und Rolf Freienohl auf diesen Seiten – die Redaktion freut sich über jede Stellungnahme).

Glaubt man verschiedenen Berichten, so hat die scharfe Reaktion von Presse, Öffentlichkeit und Studenten auch unsere innenpolitischen Affären im Ausland beeindruckt und Zweifel an der deutschen Demokratie gemildert. Bei näherem Hinsehen schrumpfen die eindrucksvollen Proteste „der" Studenten zu Protesten eines bescheidenen Teils aller Hochschüler. Knapp 10 Prozent unterschrieben in München und Frankfurt Resolutionen für die Pressefreiheit oder gegen den inzwischen endlich abgetretenen Minister Strauß, wenige demonstrierten. Hätten die restlichen 90 Prozent für Strauß unterschrieben, haben sie sich über den „Abgrund von Landesverrat" in unserem Land erregt? Herr Dufhues rennt offene Türen ein, wenn er meint: „Diese junge Generation an den Hochschulen muß endlich den großen Irrtum erkennen, der in dem Wort liegt: der Geist steht links".

R. D.

Fortsetzung von Seite 1

weil sich das deutsche Volk nach Hitler als unfähig zur politischen Selbstreinigung erwiesen hat?

Was werden Sie tun, wenn sich eines Tages herausstellen sollte, daß höchste deutsche Richter und Beamte – vielleicht sogar die Parlamentsmehrheit – wissentlich oder unwissentlich zu einer tatsächlichen Verschwörung gegen den Geist unserer freiheitlichen, republikanischen, demokratischen Verfassung willens und bereit sind? – womöglich im Rahmen und im Namen der „Legalität"?

Und was werden Sie tun, wenn sich im befreundeten Ausland die Befürchtung zur Überzeugung verdichtet, die Deutsche Bundesrepublik sei den latent autoritären Strömungen ihrer inneren Gesellschaftsstruktur rettungslos ausgeliefert?

Bitte verstehen Sie die unausweichliche Frage: Was werden Sie dann tun?

Werden Sie sich heimlich Waffen kaufen? Oder wollen Sie auswandern? Werden Sie streiken? Oder werden Sie gar öffentlich für eine politische Partei – ja, eine Oppositionspartei! – Partei ergreifen? Oder Konventikel gründen? Nach innen emigrieren?

Und was raten Sie eigentlich Ihren Studenten?

Ihr Hans Freienfeld

Kopfjagd, Intoleranz und Lynchjustiz

Es ist kein Zufall, daß diese Aktion gerade jetzt erfolgte. Die Bonner Ultras wollen in den nächsten Wochen die Notstandsgesetzgebung im Parlament durchpeitschen. Unerwartet kamen aber für sie die Beschlüsse des DGB-Kongresses gegen Atombewaffnung und Notstandsgesetze . . . Durch diese Aktion hoffen sie nun, diese wachsende Opposition einschüchtern zu können.

„Junge Welt", Ostberlin

Jetzt wo man hier versucht, schnellstens Ausnahmegesetze zur Militarisierung des ganzen westdeutschen Lebens durchzupeitschen, ist die Aktion gegen den „Spiegel" ein Schlag gegen jenen letzten Teil der bürgerlichen Presse, der es bisher noch nicht erlaubt war, daß man sie gänzlich auf den Weg der bedingungslosen Unterstützung des Bonner Kurses zur Kriegsvorbereitung schleppt.

„Prawda", Moskau

Das Ganze ist bedrückend und gespenstisch zugleich. Professoren, Studenten und aufgeschreckte Bürger haben das von der Bundesanwaltschaft angestrengte Ermittlungsverfahren gegen den „Spiegel" zum Anlaß genommen, leichtfertig den Stab über die deutsche Nachkriegsdemokratie zu brechen. Wohlgemerkt: Nicht die nahezu einhellige und angebrachte Empörung über die von einzelnen Behörden, kleinen und großen Würdenträgern in Szene gesetzten Winkelzüge und Willkürakte, nicht die Forderungen einzelner Professoren nach dem Abtritt dieses oder jenes Ministers sind Gegenstand dieser Beschwerde.

Aber der vergangene Monat hat gezeigt, welches Maß an Zynismus und abgefeimter Verachtung dem „Staat von Bonn" schon wieder entgegengebracht wird. Er zeigt, wie groß hierzulande noch immer die Bereitschaft ist, unter der Kappe der rechtsstaatlichen Gesinnung zu Kopfjagd, Intoleranz und Lynchjustiz anzutreten. Es ist wohl so, daß manch einem Gralshüter unserer Demokratie, der in diesen Tagen sein Visier gestrichen hat, ganz einfach die „janze Linie" nicht paßt.

So hat die unter dem Namen „Gruppe 47" bekannte Literatenclique das Ausplaudern von militärischen Geheimnissen freiweg zur „sittlichen Pflicht" aufgewertet und damit Torheit und moralische Verelendung zur Instanz ihres Denkens gemacht. Der Bruder des verhafteten „Spiegel"-Herausgebers, Rechtsanwalt Josef Augstein, erklärt ausgerechnet der „Deutschen Soldaten-Zeitung" per Interview, welche Emotionen und Ressentiments der Begriff „Landesverrat" bei ihm auslöst. Dieser Augstein hat die Stirn, damit zu rechten, daß „in keinem einzigen Fall deutsche Landesverräter des Zweiten Weltkrieges nach 1945 zur Verantwortung gezogen wurden". Und noch deutlicher – eine Anspielung auf die Aufständischen vom 20. Juli? –, „daß sonst Landesverrätern bei uns hierzulande gar nichts getan wird – im Gegenteil, die Landesverräter aus dem letzten Weltkrieg werden heute getätschelt . . .". Die deutsche Presse, die sonst dankenswerterweise über jeden lapsus linguae eines Ministerialbeamten vor Entrüstung kreischt, hat dieses demaskierende Bekenntnis eines politischen Hochstaplers ihren Lesern vorenthalten.

Drei Landtagsabgeordnete der hessischen Sozialdemokratie sprechen den Christlichen Demokraten infam die demokratische Zuverlässigkeit ab und behaupten, bei einem Wahlsieg dieser Partei sei es mit der Pressefreiheit in Hessen vorbei. Eine Frankfurter Zeitung will ihre Rundschau-Leser glauben machen: „Wenn es also morgens in aller Frühe bei uns klingelt . . .; wenn um Mitternacht jemand an unsere Türe schlägt, wissen wir nicht mehr genau, daß es sich schlimmstenfalls um einen Telegrammboten handelt . . . Wir müssen damit rechnen, daß es die politische Polizei ist, die bei Nacht und Nebel nach Landesverrätern sucht".

Solcher Journalismus, der dem Leser demagogisch über die Parallele „politische Polizei" gleich „Gestapo" das Vorhandensein einer Regierung einredet, die nichts gelernt hat und (wieder) zu fachistoiden Praktiken Zuflucht nimmt, bringt mit dem Leser zugleich sich in eine derartige Hysterie, daß er die eigene Kaschierung der Wirklichkeit am Ende selbst aber bare Münze nimmt. Aber die Zeitung hat mit einer anderen Feststellung recht: „In Krisenzeiten entlarven sich die Charaktere". Eben.

Über all das könnte man noch hinwegsehen. Wenn aber selbst hohe Juristen so tun, als wüßten sie nicht, daß die Regierung und damit der Verteidigungsminister zwar (mittelbar über ein Gutachten) Einfluß auf die Frage ob Ermittlung oder nicht nehmen konnte, auf das Verfahren vor dem Bundesgerichtshof selbst aber auch nicht die geringste Einwirkungsmöglichkeit hat, kann derartige Unbefangenheit nicht mehr im Spiel bleiben. Das traditionelle Mißtrauen des Antidemokraten in die Rechtsprechung, die für ihn überhaupt nur als Mittel der politischen Machtausübung begreifbar ist, läßt unversehens die Rundschaukatze aus dem Sack: „Auch wenn man voraussetzt, daß es einwandfreie rechtliche Begründungen für die Polizeiaktion gegen den Spiegel gibt, so ist dazu zu sagen, daß das formale Recht in Deutschland noch nie versagt hat, wenn es darum ging, die Freiheit zu beschneiden". Auf die „Zerstörung des Glaubens an das formale Recht" hielten sich bereits die Nationalsozialisten nicht wenig zugute.

Wäre nicht der Geist von ehedem, der von Weimar, so greifbar nahe, es wäre über die Spiegel-„Affäre" hier kein Wort weiter zu verlieren. Das, was zu sagen war, hat bereits die Frankfurter Allgemeine, die in den vergangenen Jahren zum notorischen Prügelknaben für die Zyniker und 47er „Jammervögel" herhalten mußte, am 14. November vorweggenommen:

„Nach all den vielen Bonner Erklärungen, Nichterklärungen, halben Erklärungen . . . vor dem Bundestag und vor der Presse, bleiben immer noch Fragen an die Minister, die sich erklärten, offen. So fragen sich die Freien Demokraten mehr und mehr, warum der Minister Stammberger, den die Verhaftungen und Durchsuchungen in Hamburg und Bonn überraschten, sich nicht alsbald einschaltete, seine Befugnisse wahrnahm, seinen Staatssekretär . . . zur Rede stellte, anstatt nach Tagen des Schweigens seinen Rücktritt zu verlangen . . . So fragen sich die Unions-Abgeordneten, warum Bundesinnenminister Höcherl zunächst vor dem Parlament ein Auslieferungsverfahren von Polizei zu Polizei ohne die Interpol-Bestimmungen für „etwas außerhalb der Legalität" erklärte und am nächsten Tag sich berichtigte und sein Pressesprecher mitteilte, daß in Hunderten von Fällen legal so verfahren worden sei. Alle im Bundestag fragen sich, warum der Verteidigungsminister am Donnerstag nur den Kontakt seines Hauses mit dem Madrider Militärattaché und erst am Freitag sein eigenes Gespräch mit diesen bekanntgab. Und endlich fiel auf, daß der Bundespostminister kühl und zurückhaltend von Prüfung der Beschwerden über abgehörte Telefongespräche sprach, während der Bundeskanzler vor aller Öffentlichkeit feststellte, seine Gespräche aus Rhöndorf würden abgehört."

Auf der Zwischenbilanz steht das Auseinanderbrechen einer Koalition, eine Art permanente Regierungskrise; stehen Verbitterung, Haß und Mißtrauen. Eine der unsympathischsten Gestalten der westdeutschen Nachkriegspolitik wird sich ins zweite Glied zurückziehen müssen.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

Was bleibt, ist ein Gefühl der Unsicherheit darüber, mit wieviel Bürgern dieser Staat noch rechnen kann, kommt einmal eine Situation, „der gegenüber der Ausdruck Krise mehr ist als eine bloße Phrase". Ein Teil der Bürger traut der Regierung offenbar alles zu, selbst „Erhängen oder Erschlagen". Für den Teil der Presse, der mit der Angst gebrannter Kinder ein frivoles Spiel treibt, gilt das Wort eines großen Verächters dieser Art von Journalismus: „Die Zeitungen sind die Sekundenzeiger der Geschichte; derselbe ist aber meistens nicht nur von unedlerem Metalle als die beiden anderen, sondern geht auch selten richtig" (Arthur Schopenhauer).

Rolf Freienohl

Leserbriefe

Dialektische Zusammenhänge

Der Rezensent wirft dem Regisseur der Frankfurter Aufführung vor, gegen die dialektische Methode Brechts zu verstoßen. Er fordert ein Engagement im Sinne Brechts.

Es soll hier nicht bestritten werden, daß ein Engagement notwendig ist, allerdings genügt das nicht, um dialektische Zusammenhänge herzustellen. Bleibt man beim Engagement stehn, ergibt sich immer nur eine mechanistische Identität zwischen den gleich und eine absolute Nichtidentität zwischen den verschiedenen Engagierten.

Dialektik bedeutet: Nicht nur sich engagieren, sondern sich darüber hinaus seines Engagements ins Entgegengesetzte entäußern, um dann durch die Synthese der beiden Momente eine neue Position zu gewinnen, dessen notwendige Negation dann die dialektische Bewegung fortsetzt. Soweit Brecht das tut, läßt sich sein Werk nicht auf das bloße Propagieren einer Weltanschauung reduzieren, was man von den verfestigten politischen Engagements her gerne möchte; denn nur ein so zurechtgebogener Brecht ist dem konkurrierenden Machtinteresse entgegengesetzter Ideologien nützlich, wodurch er in den Widerspruch zum Engagement des Gehalts seiner Dichtung gerät, so daß ein Neutralisieren des Werks als ebenso falsch sich erweist.

Hans Muri, Frankfurt/M.

Wird die Studentenpresse als Halbstarkenlärm abgetan?

100 Studenten, „das Gesetzbuch in der Hand und die Rachsucht im Hirn", demonstrierten für die Pressefreiheit. Nur 100. Ihr Kommentar: „Diese Universität sollte sich schämen."

Nein, es steht Ihnen nicht zu, eine ganze Universität aufzufordern, sich vor 100 Studenten mit „Rachsucht im Hirn" zu schämen. Wundern Sie sich dann noch, wenn die Studentenpresse als Halbstarkenlärm abgetan wird (mit Bezug auf den Artikel auf Seite 1, Diskus 8/9)? Mit Rachsucht wird niemand etwas bessern, weder Strauß noch seine Gegner.

Es gibt eine Methode, einen Sachverhalt stetig zu verzerren, ohne daß sich genau zeigen ließe, an welcher Stelle die Grenze der Richtigkeit überschritten wird, indem man die Fakten, die für diese Operation zu brauchen sind, übermäßig hervorhebt, die anderen aber verschweigt usw. Diese Methode, gegen die man mit dem „Gesetzbuch in der Hand" leider nichts ausrichten kann, beherrschen die „Spiegel"-Redakteure virtuos. Schade, daß diese Leute nun den Ruhm von Märtyrern für die Freiheit ernten durften. Viele Leser, unter ihnen auch Studenten, fallen auf ihre Tricks herein: die sollten sich schämen. Es wird ja hoffentlich nicht die ganze Universität sein!

stud. math. Helmut Knolle, Offenbach/M.

p. s. Das Schlimmste steht dem „Spiegel" noch bevor: eine SPD-Regierung, die alles richtig machen würde.

Cuba si?

Die Rampen sind abgebaut, Raketen, Düsenbomber und Instruktionsoffiziere sind wieder in der Sowjetunion, die amerikanischen Blokkadeschiffe haben ihre Heimathäfen angelaufen, die völkerrechtswidrigen U 2-Flüge über Kuba gehen weiter.

Die Kuba-Krise ist in den Ausschüssen und den Archiven verschwunden. Am schnellsten wurde sie in der Bundesrepublik ad acta gelegt, denn als in Berlin nichts passierte, war's die Regierung zufrieden, telegrafierte an Kennedy ihr „placet ohne Einschränkung" und widmete sich der inneren Sicherheit. Für November hatte sich das amtliche Gedächtnis notiert, daß die Spiegel-Affäre eine Staatskrise, das Kuba-Debakel aber nur eine Weltbedrohung heraufbeschwor.

Die Kuba-Krise entstand, weil sowjetische Machtansprüche mit amerikanischen kollidierten. Die Sowjetunion wollte das Gleichgewicht der Mächte zu ihren Gunsten verändern, indem sie Offensivwaffen — Mittelstreckenraketen und schwere Düsenbomber — auf Kuba stationierte. Nicht nur im Interesse der USA lag es, diese unmittelbare Bedrohung zu beseitigen und dadurch den Status quo wiederherzustellen, auf dem der Kalte Frieden beruht. Im Kuba-Konflikt standen sich Amerika und die Sowjetunion direkt gegenüber. Die kluge und jede Provokation vermeidende Art, wie die beiden Weltmächte den Streit durch Verhandlungen beigelegt haben, läßt darauf hoffen, daß nun auch in der Politik die Konsequenzen der realen Machtverhältnisse befolgt werden. Für Atommächte ist Krieg nicht mehr die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln; militärische Drohungen haben als diplomatische Instrumente zur Veränderung der Kräfteverhältnisse zwischen den Machtblöcken ausgedient. Die Erkenntnis, daß man sich gegenseitig nicht erobern, sondern nur noch vernichten kann, zwingt die Großmächte zum Frieden. Und weil Streitigkeiten allein durch Verhandlungen geschlichtet werden müssen, wird die Bedeutung der Vereinten Nationen ständig wachsen, sofern sie als arbeitsfähige Organisation erhalten bleibt. Die erfolgreiche Vermittlertätigkeit des UN-Generalsekretärs hat bewiesen, daß eine gut funktionierende Weltorganisation großen Einfluß hat und nicht nur im Interesse der neutralen Staaten liegt.

Den Satelliten und Verbündeten der beiden Weltmächte hat die Kuba-Krise eine bittere Lehre erteilt. Obgleich sie — mit gefangen, mit gehangen — in einen ja möglichen „heißen" Krieg um Kuba automatisch hineingezogen worden wären, wurden sie vor vollendete Tatsachen gestellt und durften nur noch billigen, was ohne sie längst geschehen war. Die Reaktionen freilich waren von Land zu Land verschieden. Es exponierten sich China im östlichen und die Bundesrepublik im westlichen Lager. Die chinesische Ablehnung der sowjetischen Verhandlungsbereitschaft als einer antimarxistischen, revisionistischen Appeasement-Politik, die für den kommunistischen Block ein modernes „München" bedeute, kann als weiteres Zeichen für eine Konkurrenz zwischen Moskau und Peking gelten. Im Westen hingegen gab sich Bonn amerikanischer als Washington. Die Bundesregierung lobte Kennedys entschlossenen und doch vorsichtigen Schritt als Politik der Stärke und glaubte, der junge Präsident habe nun für das Verhältnis Amerikas zur Sowjetunion die Richtigkeit der alten bewährten Dulles- und Adenauermaximen wiederentdeckt, nach denen seit eh und je die deutsche „Ostpolitik" gemacht wird und deren Kernsatz „Keine Konzessionen, wenige Beziehungen" ist.

Kennedy und Chruschtschow haben von Anfang an den Kuba-Konflikt als machtpolitische Angelegenheit betrachtet und entsprechend gehandelt. Auf „Prestigeverlust" und „Selbstbestimmungsrecht der Kubaner" nahm keiner Rücksicht. Da Kennedy vorderhand keine Invasion der Zuckerinsel plant, wird auch so schnell kein neuer Batista die Diktatur Castros ablösen. So traurig es ist: eine Diskussion über Demokratie, Recht und Gerechtigkeit ließe das kubanische Problem in dicken Nebeln versinken. Herr von Brentano jedoch, der es als ehemaliger Außenminister doch besser wissen müßte, sprach davon, daß es bei der amerikanischen Kuba-Aktion um die Verteidigung des Rechts und nicht der Macht gehe, obwohl sogar in Washington niemand leugnete, daß, wie die „Neue Züricher Zeitung" berichtete, „Amerika jetzt in jenem jenseits des Völkerrechts liegenden Raum der Sicherheitspolitik einer Großmacht" handelt. Wenn, wie es in der Bundesrepublik bisher geschehen ist, alle Verhandlungen mit der Sowjetunion auch weiterhin von vornherein an den germanischen Prinzipien der Stärke, der Kompromißlosigkeit, der nationalen Ehre und des Beharrens auf (faktisch längst beseitigten) Vertragsrechten scheitern sollten, werden sich die beiden Großmächte, nach dem kubanischen Beispiel, über den Kopf der betroffenen Verbündeten hinweg einigen müssen, um nicht in Europa dem Beginn des letzten Weltkriegs gefährlich nahe zu kommen.

Manfred Müller

Chicago-Stil

Niemand hat bisher dementiert, daß in unseren Telefonleitungen irgendwelche Spitzel hängen. Dementiert haben bisher lediglich eine Reihe von Verdächtigten, daß sie selbst sich während der Aktion gegen den SPIEGEL in die Leitungen des Hamburger Pressehauses und verschiedener Zeitungsredaktionen eingeschaltet hätten. Die Alliierten, denen im Truppenvertrag das Recht zum Mithören eingeräumt ist, wollen im Fall SPIEGEL von diesem Recht keinen Gebrauch gemacht haben. Und Herr Stücklen will es auch nicht gewesen sein. Kein Dementi kam allerdings vom Bundesverfassungsschutz. Kein Dementi kam vom Bundesnachrichtendienst des Generals Gehlen. Und kein Dementi kam vom sogenannten Militärischen Abschirmdienst. Sollten am Ende Bamte einer oder mehrerer dieser noblen Organisationen ihr Ohr an die Drähte gelegt haben? Und wenn ja, in wessen Auftrag? Oder sollte Herr Ulbricht? Oder Restgruppen des Werwolfs? — Man sieht: wo Geheimdienste aller Art ihr Wesen treiben, eröffnen sich die amüsantesten Perspektiven.

Da im demokratischen Staat die gegenseitige Kontrolle der Gewalten unabdingbar ist, möchte man geradezu hoffen, daß die Geheimdienste sich auch untereinander abhören. Wenn damit allein die freiheitlich-demokratische Grundordnung sich nicht ausreichend sichern läßt, wird den diversen Sicherungsgruppen schon etwas Besseres einfallen, um mit subversiven Elementen, Miesmachern und Konsorten fertig zu werden.

Vielleicht lichten sich demnächst die Reihen der Linksintellektuellen durch Autounfälle. Eine Kette von Zusammenstößen mit schweren Lastwagen läßt sich denken. Uns ginge hier die Phantasie durch? In Chicago ist dieses Verfahren der Welt mit Erfolg vorgeführt worden. Und wie man sieht, ist Chicago trotzdem wirtschaftlich ganz prächtig gediehen. Die Masse der Wähler würde sich also gewiß an solchen Praktiken im Umgang mit Querulanten gewöhnen. Beschweren würden sich allenfalls die Kinobesitzer. Denn wer sähe sich noch Gangsterfilme an, wenn erst der Chicago-Stil in Bonn alltäglich würde? Frank Berger

Verführer zum falschen Leben · Ein Begriff und eine Monatszeitschrift · Horst Holzer

Als vor einiger Zeit ein achtzehnjähriger Junge, hilflos eingequetscht zwischen zwei Machtblöcken, unter den Augen seiner ebenso hilflosen Mitmenschen verblutete, dürften wohl auch die zähesten Festredner, die immer wieder der Würde des Menschen, der Unantastbarkeit des Individuums, der Selbstbestimmung des Subjekts einen Toast darbringen, erkannt haben: das Subjekt ist tot, liquidiert von Gesellschaftssystemen, die dort im Namen kommender, hier im Namen angeblich schon erreichter Freiheit die Individualität ihrer Mitglieder auslöschen. Das Wohl der Allgemeinheit, verzerrt zum aggressiven Selbsterhaltungstrieb der sozialen Apparatur, setzt sich zunehmend rücksichtloser und jeden Widerstand erdrückend gegen den Einzelnen durch und raubt ihm die letzte Hoffnung auf Versöhnung zwischen Teil und Ganzem, Individuum und Gesellschaft — die Hoffnung auf einen Zustand also, dem allein doch der Titel Freiheit gebührte.

Stattdessen läßt sich der Mensch — taub vom Geschrei der Ideologienhändler — in den Talar eines Funktionsträgers zwängen, der streng angewiesen ist, weder aus dem sozialen Rahmen zu fallen, noch das politisch-ökonomische Getriebe ins Stocken zu bringen. Daß er dabei nicht über Sinn und Ziel des gesamtgesellschaftlichen Ablaufs zu befinden hat, versteht sich von selbst. So sieht er sich straff in das Gesellschaftssystem eingepaßt, dem er zufällig angehört, und die Propagandisten aller Lager sorgen dafür, daß er sein Heil einzig in der Identifikation mit dem eigenen Kollektiv zu finden trachtet. Er gibt seine Subjektivität auf und übernimmt die Rolle eines funktionstüchtigen Objekts, das nie für sich, aber immer für anderes und andere da zu sein hat, das nur als Mittel zu völlig irrationalen Zwecken dient. Jene aber, die das Bewußtsein der Menschen formen (oder deformieren) — Parteien, Verbände, Kirchen, Massenmedien — stellen sich mit der Beflissenheit serviler Agenten in den Dienst des Bestehenden. Doch wer sich mit dem Bestehenden arrangiert, es gar zu einer sogenannten Lebenstatsache erhebt, kommt dabei um: der vom Menschen geschaffene Unzustand triumphiert über seinen Schöpfer, das Unrecht frißt seine Kinder, blind durch die Geschichte rollende Machtblöcke treten eine barbarische Herrschaft über die Menschen an.

So verkehrt sich alles ins Gegenteil: das Gesellschaftssystem, der politisch-ökonomische Block erscheint als Subjekt, die Menschen dagegen als Objekte, als mechanische Puppen auf einem sinnlos sich drehenden Karussell. Diese Perversion ist allerdings weniger das böse Werk hinterhältiger Drahtzieher; sie hat objektive Gründe: das zunehmende Erstarren der weltpolitischen Fronten; die gesteigerte Rationalisierung des sozialökonomischen Prozesses und damit gekoppelt, die weitgehende Quantifizierung und beliebige Austauschbarkeit des Menschen (sowohl im Arbeits- als auch im Freizeitbereich); die Entwertung des philosophischen Bewußtseins und des tradierten praktischen Vernunftbegriffs. Diese Tendenzen treiben, hat man sie nicht unter der Kontrolle kritischer Reflexion, auf eine endgültige Zerstörung des Menschen hin — auch wenn, oder gerade weil sie zur Selbsterhaltung des Kollektivs (auf Kosten des Individuums) wesentlich beitragen.

Die Eliminierung des Subjekts, die Negation der Individualität hinterläßt im Menschen ein Vakuum, das nach Inhalt schreit. Hier setzt nun die innergesellschaftliche Manipulation an. Denn wird dem Menschen der Wunsch nach einem richtigen Leben nicht erfüllt — nach einem, in dem zwischen den Ansprüchen des Subjekts und denen der politisch-ökonomischen Objektivität kein Widerspruch mehr besteht —, dann muß für Ersatzbefriedigung gesorgt werden. Das Subjekt ist tot? Also lebe das Schein-Subjekt, die Pseudo-Individualität: es lebe der Teenager, die Trevira-Silhouette, der Leut von heut — es lebe TWEN. Wirtschaft, Kulturindustrie, Massenmedien hämmern pausenlos maßgeschneiderte Leitbilder in die Köpfe der Menschen, bis diese von der Lebensnotwendigkeit jener so smart servierten Surrogate überzeugt sind. Der Trick bei solchen Leitideologien ist stets derselbe: im Auftrag der bestehenden Gesellschaft konzipiert können sie auch nur unter Anerkennung der vorhandenen sozialökonomischen und politischen Bedingungen realisiert werden. Denn, so spricht die Manipulation, allein Produktions- und Konsumtionsmöglichkeiten der gegenwärtigen Gesellschaft gewährleisten die Befriedigung jener Bedürfnisse, mit denen die Schein-Individualitäten ausstaffiert sind. Verführer zu einem falschen Leben haben es vor allem auf die junge Generation abgesehen, die zwar schon im sozialökonomischen Prozeß steht, aber gesellschaftliche Normen noch nicht soweit verinnerlicht hat, daß sie nicht dennoch gegen ein Leben von der Konfektionsstange aufmucken könnte. Doch modisch verkleidete Agenten der Gesellschaft sind ständig unterwegs, um jeglichen Widerstand gegen deren ideologischen Druck bereits im Gedanken zu ersticken. Eine dieser Gilden heißt TWEN.

Man sollte sich jedoch hüten, in Redakteuren und Mitarbeitern von TWEN einen finsteren Geheimbund zu wittern, der im stillen Kämmerlein Pläne zur Verführung der Jugend ausheckt. Sicher fabrizieren die TWEN-Leute eine Ideologie — aber eine Ideologie, an die sie selber glauben, deren Opfer sie werden. Also falsches Bewußtsein? Ja, doch keine Lüge (obwohl da bei der Lektüre Zweifel bleiben), sondern eine Ideologie, die zu Papier zu bringen sie als Forderung der Zeit, als ethisches Postulat oder sonst etwas empfinden. Denn so sehr TWEN ein Verführer ist, so sehr ist er

TWEN TWEN

auch ein Verführter; verführt zwar weniger durch außerordentlich handfeste und direkte Interessen der Industrie, die zweifellos hinter der Zeitschrift stehen, als vielmehr durch den üblen Zustand der Gesellschaft. Allerdings verhindern das Arrangement mit und die Korruption durch das Bestehende ein Durchschauen der Zusammenhänge, verhindern die Erkenntnis, daß man sich selbst vor den Karren der Nutznießer des status quo spannt. TWEN sieht in sich ein Zeichen der Zeit und weiß gar nicht wie recht er damit hat. Denn sein Beispiel zeigt, wie eine Gesellschaft und ihre Menschen sich selbst betrügen, betrogen werden und wie in die Narben, die dem menschlichen Bewußtsein von der politischen und sozialökonomischen Realität geschlagen wurden, betäubende Ideologien sich einnisten und das verstümmelte Bewußtsein narkotisieren.

Die hinter glänzender Fassade lauernde Ödheit von TWEN entpuppt sich als Wiederholung (und Verstärkung) der Ödheit der vorhandenen Wirklichkeit, versieht diese jedoch gleichzeitig mit so bunten und glitzernden Attraktionen, daß die Einöde als Paradies erscheint. Dieser Vorgang erfährt durch TWEN noch eine weitere Steigerung, da hier der Versuch gemacht wird, vor allem junge Menschen einer solchen ideologischen Narkose zu unterziehen, also gerade diejenigen, von denen doch die erhoffte Wende zum Besseren abhängt. Aber TWEN sagt: nichts da, ihr sollt nicht erkennen und verändern, sondern schweigen und absatzfördernd konsumieren; ihr sollt nicht politisch räsonnieren, sondern euch dumme Geschichtchen von Zwerenz und Kesten, eventuell auch von Krämer-Badoni zu Herzen nehmen; ihr sollt nicht gegen Normierung und Standardisierung der Liebe wettern, sondern fragen: Sind Sie noch Jungfrau?; ihr sollt nicht ernsthaft Begriffe wie Kunst und Kultur erörtern, sondern der Kulturindustrie in die Falle gehen; ihr sollt nicht wissen wollen, was Claudia Cardinale für ein Mensch ist, sondern ob sie Alberto Moravia ihren Brustumfang richtig angegeben hat; vor allem sollt ihr aber den Tod aus eurem Bewußtsein streichen und ihn als das erkennen, was er ist: eine Bewährungsprobe bei Autorennen und Stierkämpfen. Und braucht ihr einmal Erholung von all diesen Ge- und Verboten, dann singt chinesische Wanderlieder, träumt von einem provençalischen Morgen und einem paradiesischen Pferd — oder schimpft auf den Kölner Karneval.

An TWEN offenbart sich zweierlei: der Zustand der Gesellschaft, in der eine derartige Zeitschrift möglich (und notwendig?) ist, und die Reproduktion dieses Zustandes, vermehrt um den Versuch, das Bestehende zum wahren Leben umzufälschen, also das Subjekt zu einem reibungslos funktionierenden Objekt zu machen, dessen Wert genau wie der von Frigidaires und Astronauten durch Marktgesetze und politische Konstellationen bestimmt wird.

Geflügelte Worte

Der Bürger hat nicht das Recht, öffentlich seiner Empörung Ausdruck zu geben, wenn sich ein Polizeibeamter rechtswidrig verhält. Das Ausstoßen von Rufen wie „Pfui" und „Polizeistaat" ist bereits rechtsfeindlich, gleich in welcher Situation es geschieht.
Amtsgerichtsrat Sedlmayer in einem der Schwabing-Prozesse

Wir müssen wieder zu einer Haltung des Bürgers gegenüber dem Staat kommen, wie es einmal vor 1918 in Deutschland üblich gewesen ist!
Josef-Hermann Dufhues, Geschäftsführender CDU-Vorsitzender

Bald wird man auch in Deutschland wieder von der Nation und ihrem Schicksal, von Freiheit und Gesinnung, von Ehre und Sittlichkeit sprechen.
William S. Schlamm in seiner Stern-Kolumne

Wir sind klerikal — und bleiben klerikal, was immer kommen mag. Gott möge uns dabei helfen.
General d. R. Prof. Dr. Friedrich August Freiherr von der Heydte

Wer gegen Strauß ist, ist für den Verrat.
Bayrischer Wahlslogan

Der Eudämonismus der Masse beginnt heute, gefährliche Formen anzunehmen. Das ist der Boden, auf dem die nihilistischen Parolen jener publizistischen Rattenfänger gedeihen, denen außer ihrer Eitelkeit und dem eigenen Geldbeutel nichts mehr heilig ist.
Aus einem regierungsfreundlichen Leitartikel

Wir müssen in unserem Lager die Verräter finden.
Der Bundeskanzler in Washington

politische bücher

Strukturwandel der Öffentlichkeit

Jürgen Habermas: „Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft." Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied 1962. 292 Seiten; brosch. DM 19,–.

Seit den Zeiten des Deutschen Idealismus ist der Begriff des Systems problematisch geworden. Nicht länger wird Systematik als eine der Sache festgehalten. Spätbürgerliche Philosophie will, daß „echtes Wissen stets als Einzelwissen" auftritt, so Jaspers; und es soll „statt eines Systems des Ganzen als wahr nur noch Systematik, kategoriale und methodologische relative Ordnungen" geben. Kann auch trotz Hegels genialer Anstrengung, den Schmerz und das Negative ins System hereinzunehmen, nur mehr Ideologie das Ganze als wahr behaupten, so hält doch der Satz Adornos, das Ganze sei das Unwahre, den Begriff der Wahrheit fest. Die sich in Jaspers aussprechende gesellschaftliche Resignation dagegen läßt in ihrer subjektivistischen Verengung mit dem Begriff des Systems im Grunde auch schon den der Wahrheit fallen.

Habermas' erweiterte Habilitationsschrift ist dieser Problematik eingedenk; sie versteht sich als Versuch, „unsere eigene Gesellschaft von einer ihrer zentralen Kategorien her systematisch in den Griff zu bekommen." Dabei wird Öffentlichkeit als eine „historische Kategorie" behandelt, und das Material soll den „strengen Kriterien einer Strukturanalyse gesamtgesellschaftlicher Zusammenhänge" genügen. Freilich können und sollen diese zupackenden, gleichsam nach vorn gerichteten Formulierungen und die ebenso präzise wie sich unbekümmert-positivistisch gebende Gliederung nach Praragraphen nicht darüber hinwegtäuschen, daß wesentlich von Zerfall die Rede ist. Indem jedoch Habermas den Zerfall im Detail wie im Ganzen exakt beim Namen nennt, überlebt in ihm ein gut Teil jenes bürgerlichen Vertrauens, dessen Zerfall er in seinem Werk selbst thematisch macht.

„Die bürgerliche Öffentlichkeit", so faßt Habermas an einer Stelle zusammen, „ist geschichtlich im Zusammenhang mit einer vom Staat getrennten Gesellschaft entstanden: das ‚Soziale' konnte sich in dem Maße als eigene Sphäre konstituieren, in dem die Reproduktion des Lebens einerseits private Formen annahm, aber andererseits, als der private Bereich insgesamt, öffentliche Relevanz erhielt." Das Medium der politischen Auseinandersetzung der zum Publikum versammelten Privatleute ist das öffentliche Räsonnement. Das Prinzip der Kontrolle, das die Bürger der öffentlichen Gewalt entgegensetzen, die Publizität, soll, so legt Habermas dar, Herrschaft nicht teilen, sondern rationalisieren, der Vernunft unterwerfen und somit substantiell verändern. Veritas non auctoritas facit legem. Dazu bedarf es privater Autonomie, die sich geschichtlich aus der in sich polarisierten Einheit von Warenbesitzer und Familienvater, von Eigentümer und „Mensch schlechthin" herleitet.

Öffentlichkeit als Subjekt des bürgerlichen Rechtsstaates war jedoch von Anfang an eine Fiktion. Dem vorausgesetzten liberalen Modell entsprach die Realität allenfalls zu Beginn des 19. Jahrhunderts; jedenfall gerade so weit, daß das Interesse der bürgerlichen Klasse mit dem allgemeinen Interesse identifiziert werden konnte. Als mit den Wahlrechtsreformen des 19. Jahrhunderts auch Nicht-Eigentümer in die Sphäre der Öffentlichkeit einströmen, machen die unversöhnten Interessen „die öffentliche Meinung, in Gestalt der jeweils herrschenden Meinung, zu einer Zwangsgewalt, obschon sie einmal jede Art von Zwang in einzig den der zwingenden Einsicht auflösen sollte."

Habermas analysiert sorgfältig, wie die Interessenkonflikte, die nicht mehr in der Privatsphäre ausgetragen werden können, den Interventionismus des Staates in die Bereiche der im Grundsatz privaten Gesellschaft mit sich ziehen, und wie mit der Verstaatlichung der Gesellschaft eine Tendenz zur Vergesellschaftung des Staates einhergeht. Es ist faszinierend zu sehen, wie in Habermas' Darstellung – den Anspruch der Systematik einlösend – die verschiedensten Erscheinungen aus der wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Sphäre sich als wechselseitig füreinander konstitutive und damit als Momente eines dialektischen Prozesses erweisen. Daten der Geschichte und Dogmengeschichte sowie der Gegenwart werden verflüssigt und aktualisiert. Die Darstellung von Aufstieg und Fall der bürgerlichen Öffentlichkeit erinnert gelegentlich an jene intrigenreichen bürgerlichen Romane, in denen – das Raffinement der Darstellung mit dem des Dargestellten eigentümlich verschlungen – Individuen oder Familien sich emanzipieren, im Aufstieg auch wohl strahlen, doch schon im Glanz, das Negative zeigend, den Abstieg vorbereiten; schließlich versinken. Indem die Arbeit gleichzeitig wie tot und sehr lebendig wirkt, spiegelt sie getreulich die ambivalente Verfassung ihres Gegenstandes wider.

Die liberalistische Apologie gibt, so führt Habermas weiter aus, immer mehr den Anspruch auf räsonablen Konsensus der Bürger auf und hängt einem Common-sense-Meliorismus an. Die verschiedenen Verbände dringen aus dem Bereich der alten Privatsphäre und die Parteien aus dem Bereich des Staates in die Öffentlichkeit ein und höhlen sie aus: aus kritischer Publizität wird manipulative. „Der im öffentlichen Räsonnement ermittelte Konsensus weicht dem nicht-öffentlich erstrittenen oder einfach durchgesetzten Kompromiß." Die public relations der geballten Privatinteressen nehmen – im Gegensatz zur alten Werbung dabei als Privatinteressen gar nicht mehr kenntlich – die Öffentlichkeit ausdrücklich als politische in Anspruch. Der repräsentative Aufwand, der diese Meinungspflege auszeichnet, verwandelt die kritische bürgerliche Öffentlichkeit zurück in die alte feudale, repräsentative Öffentlichkeit. „Öffentlichkeit wird zum Hof, vor dessen Publikum sich Prestige entfalten läßt – statt in ihm Kritik." Das Parlament wird von einer diskutierenden zu einer demonstrierenden Körperschaft, und die Wähler werden von den Parteien temporär zur Akklamation mobilisiert, ohne daß an ihre politische Unmündigkeit gerührt würde. „Argumente werden in Symbole verkehrt, auf die nicht wiederum mit Argumenten sondern nur mit Identifikation geantwortet werden kann." Gegenüber Personen macht sich Sentimentalität, gegenüber Institutionen Zynismus breit. Das schließlich läßt auch die Sphäre privater Innerlichkeit nicht intakt.

Marx hatte diesen Zerfall der Öffentlichkeit, die einst Staat und Gesellschaft vermittelte, nicht vorausgesehen; er hatte gemeint, so heißt es bei Habermas, die Massen würden diese „institutionalisierte Plattform . . . zu dem machen, was ihr liberaler Schein nach wie vor versprach." Habermas' Hoffnung kann sich nur noch darauf richten, daß die in der repolitisierten Sozialsphäre agierenden Organisationen einem „doppelten Zwang" ausgesetzt sind: einmal müssen sie sich rein manipulativ durchsetzen, zum anderen müssen sie sich aber immer noch vor den tradierten Maßstäben der – freilich zerfallenden – Öffentlichkeit rechtfertigen. Daß sich Habermas in seiner Arbeit derart ausführlich mit den juristischen Implikationen seiner Materie befaßt, mag seinen Grund darin haben, daß die Sphäre des Rechts, was immer man von der politischen Einsicht der Mehrheit ihrer Vertreter halten mag, noch am ehesten – und zwar aus rein funktionalen Gründen – der Einebnung in bloße Positivität widerstehen müßte. Gegen die Einstufung der öffentlichen Meinung z. B. als bloßem „Reibungswiderstand der Regierungs- und Verwaltungspraxis" stehen in den westlichen Zivilisationen immer noch gewisse Traditionen.

An eine Restauration der alten Öffentlichkeit, die an ihre besonderen ökonomischen Voraussetzungen gebunden war, denkt Habermas freilich nicht. Er setzt noch am ehesten darauf, daß im Zuge der Transformierung des liberalen zum sozialen Rechtstaat das Prinzip der Öffentlichkeit auf die staatsbezogenen, freilich erst zu demokratisierenden, Verbände ausgedehnt werden kann. Es könne „anstelle eines nicht mehr intakten Publikums individuell verkehrender Privatleute, ein Publikum der organisierten Privatleute treten. Nur sie könnten unter heutigen Verhältnissen über die Kanäle der innerparteilichen und verbandsinternen Öffentlichkeit, und aufgrund der für den Verkehr der Organisationen mit dem Staat und untereinander in Kraft gesetzten Publizität, wirksam an einem Prozeß öffentlicher Kommunikation teilnehmen."

Solche Thesen mögen zur vorgelegten Analyse noch im Verhältnis von diese transzendierenden Hoffnungen stehen, und es mag sich in diesem Zusammenhang auch die Frage erheben, ob einiges von der Kritik, die Adorno in „Der Essay als Form" an den Begriffen des Systems und der Systematik geübt hat, nicht auch Habermas' Schrift betrifft. Gleichwohl scheint bei aller Systematik im geschickt aufgeschlossenen Material, das die Arbeit zu einer Fundgrube zumal für Juristen und Soziologen macht, auch für Habermas' Werk zu gelten: „Ihm ist Kultur kein zu destruierendes Epiphänomen über dem Sein, sondern das darunter Liegende selbst ist thesei, die falsche Gesellschaft."

Peter Schafmeister

an alle diskus-leser

Im Januar wird Ihr Postbote 6 Mark bei Ihnen kassieren wollen, sofern Sie zu unseren vollzahlenden Abonnenten gehören. Damit brauchen Sie den Abonnementspreis für das nächste Jahr nicht mehr eigens zu überweisen, sparen also einen Gang zur Bank. Auch Neubestellungen können zukünftig bei jedem Postamt im Bundesgebiet aufgegeben werden.

Bezieher unseres verbilligten Studentenabonnements erhalten den DISKUS weiter über unsere Vertriebsabteilung zugestellt, wenn sie jeweils am 1. Januar für das nächste Jahr 3 Mark überweisen (Commerzbank Frankfurt Nr. 42 197). Auch Neubestellungen eines Studentenabonnements sind weiter an unsere Vertriebsabteilung zu richten. Bitte vergessen Sie auf dem Bestellzettel nicht die Angabe der Hochschule oder des Gymnasiums.

Für Bezieher im Ausland ist weiterhin unsere Vertriebsabteilung zuständig. Der Abonnementspreis beträgt unverändert DM 6,– einschließlich Versandkosten pro Jahr bei 10 Heften. Studenten und Schüler zahlen DM 3,–.

Unsere Abonnenten unter den Mitgliedern der „Vereinigung von Freunden und Förderern" bleiben von dieser Regelung ausgenommen. Nähere Angaben im neuen „Mitteilungsblatt" der Vereinigung.

Der DISKUS liegt in Frankfurt wie bisher in den Buchhandlungen, am Hauptbahnhof (gegenüber Gleis 23), und auf dem Universitätsgelände aus. Verkaufsstellen bestehen außerdem an nahezu allen deutschen Hochschulen.

Linien und Akzente der Filmkritik 1

WOLFGANG VOGEL

In der Nachkriegszeit und noch um die Mitte der fünfziger Jahre litt das Ansehen der deutschen Filmkritik unter dem Treiben randalierender Kritiker-Twens, die ihrer Tätigkeit gleichsam mit der Maschinenpistole nachgingen. Sie reagierten ihre Übelkeitsgefühle und Zwangsvorstellungen in der Filmkritik ab und versuchten zugleich, sich auf diese Weise hochzuspielen . . . Heute ist der Schuß aus der Hüfte nur noch selten zu beobachten.

ZUSTAND DER KRITIK von Edmund Luft in FILMECHO, Fachzeitschrift der Filmwirtschaft (Nr. 96 / 1. 12. 1962).

I

Es soll hier niemandem das Wort geredet werden. Nur den offiziellen und renommierten Märchentanten, die seit Jahren auf den Plan der Filmpublizistik ihre geschmackvollen Betrachtungen – verborgen hinter glatt geschliffenen und wohltönenden Formeln – als Kritik unters Kinovolk werfen, diesen lauten Schellen von Karl Korn bis Edmund Luft sei die Toleranz aufgekündigt. Ihre Positionen, von denen herab sie den Film als autonomes Kunstwerk betrachten, als einen künstlerischen Einzelfall, dessen ‚manifestierte' Aussagen verdeutlicht werden sollen, haben sich als Irrtümer erwiesen. Der Irrtum ist, ob bewußt oder unbewußt vollzogen, ausweichen, und in diesem speziellen Fall ein Schließen der Augen vor den gesellschaftlichen Realitäten der Zeit, den Verhaltensweisen und Denkgewohnheiten derer, die Filme machen, und derer, die Filme anschauen. Ein Kunstwerk ist niemals autonom, eine von der Gesellschaft abtrahierende Betrachtungsweise verfälscht seinen Charakter, tötet es in den Dickichten des Ästhetischen. Es ist evident, daß die ‚latenten' Zeichen eines künstlerischen Produkts oftmals wichtiger als die ‚manifestierten' sind; die Form nur Aspekt der Aussage, die durch die Behandlung des – hier filmischen – Materials geprägt ist.

Diese Position – sich anlehnend an die Formulierungen in FILMKRITIK 3/61 – ist eine linke, weil sie die Gesellschaft als Prüfstein der Betrachtung in die Kritik miteinbezieht, weil sie in der Negation des Bestehenden, des Etablierten die Konstruktion einer Utopie versucht, wenn sie ideologische und politische Schäden anhand eines Films demonstriert.

Derartige Kritik ist notwendig, nach Meinung des Verfassers die einzig mögliche. Sie ist hierzulande bis auf wenige Ausnahmen nicht üblich. Dies muß festgestellt werden, selbst auf die Gefahr hin, als maschinenpistolenbewehrter Heckenschütze apostrophiert zu werden, der mit ‚Schüssen aus der Hüfte' versucht, sich der Märchen derer von Korn bis Luft zu entledigen. Derlei Kritik muß mit einer umfassenden Information ausgestattet sein, die die Haupt-, Hinter- und Nebengründe der Produktion eines Films exakt darstellen.

Der vorliegende Artikel versucht dem Leser einige Bücher kritisch vorzustellen, die der Verfasser geneigt ist, als die WICHTIGSTEN REQUISITEN EINES BEWUSSTEN KINOGÄNGERS zu bezeichnen.

II

Die Zeit, einen Film zu sehen, ist begrenzt; die Beschäftigung mit ihm eingeengt auf die Momente des Hinterher, die Stunden nach der Projektion: Reduktion auf ein mühseliges Puzzlespiel, optische und akustische Erinnerungssegmente zusammenzusetzen, nach dem Sinn zu tasten, der sich als Spiel hinter dem Spiel verbirgt. Nützliche Stützen einer Rückwendung auf das Gesehene sind

SPECTACULUM – TEXTE MODERNER FILME
Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Enno Patalas. Suhrkamp Verlag Frankfurt. Preis 17,80 DM.

und

CINEMATHEK – AUSGEWÄHLTE FILMTEXTE
Herausgegeben von Enno Patalas.
Band 1: Ingmar Bergman, WIE IN EINEM SPIEGEL
Band 2: René Clair, SCHWEIGEN IST GOLD
Marion von Schröder Verlag Hamburg.
Preis je Band 6,80 DM; im Abonnement 5,80 DM.

Enno Patalas stellt in SPECTACULUM, das die Drehbücher von Bergmans WILDE ERDBEEREN, Duras'-Renais' HIROSHIMA MON AMOUR, Fellinis DIE NÄCHTE DER CABIRIA, Ophüls' LOLA MONTEZ, Viscontis SENSO und Welles' CITIZEN KANE versammelt, die Frage: ‚Kann man Filme lesen?' – Diese Frage ist falsch gestellt, sie muß lauten: ‚Muß man Filme lesen?'

Es kann nicht darum gehen, die literarische Qualität dieser Texte festzustellen, um zu beweisen, daß sie auch ohne Bild lesbar sind; sondern es handelt sich hier um die Möglichkeit, das Gesehene anhand des Buches nachprüfen zu können. Hier ist der Schlüssel zum Zentrum eines Werks, das Messer, mit dem man die einzelnen Schichten eines Filmes bloßzulegen vermag, die Chance einer Autopsie. Daran ändert nichts, ob der Text eins der verschiedenen Stadien eines Films repräsentiert; ob er EXPOSE, kurze Skizze, die den Verlauf des Geschehens definiert; ob er TREATMENT, das die Sequenzen und den ungefähren Wortlaut der Dialoge festlegt; ob er DIALOGLISTE, DREHBUCH oder PROTOKOLL, hergestellt nach dem Original des Films ist.

Wichtig ist, daß informiert werden soll, daß man ansetzt, das Bewußtsein des Kinobesuchers einer tiefgreifenden Metamorphose zu unterziehen. „Das Lesen von Filmen wird möglicherweise bald ebenso zur Übung des gebildeten Zeitgenossen gehören, wie das Lesen von Dramen. Die Lektüre des schriftlich fixierten modernen Films ersetzt das Ansehen so viel und so wenig wie die Lektüre eines Dramas den Theaterbesuch – der Zuschauer aber, der zugleich ein Leser ist, sieht mehr, sieht genauer und tiefer!" schreibt Patalas in SPECTACULUM (S. 447). Hier ist der Angriff auf die Voreingenommenheit des Kinopublikums, das, wenn es ins Theater geht durchaus bereit ist, intellektuelle Strapazen auf sich zu nehmen – ob dies aus Prestigebedürfnis geschieht, sei dahingestellt – das aber, sobald es sich bequem im Kinosessel niederläßt, mit gleicher Bequemlichkeit dem Denken entsagt. Dieser Störung des öffentlichen Bewußtseins, das unter gewissen Auspizien das Denken fürchtet, weil es den Wohlstand gefährden könnte, kann nur mit fundierter Erziehung zur Kritik begegnet werden.

III

Wo Leben verkümmert, erschöpft sich die Kunst im Arglosen. Wo man dem Experiment den Kampf ansagt, konferiert man das Ende. Daß der deutsche Film seit 1945 von Allgemeinplatz zu Allgemeinplatz eilt, ist hierfür ein Zeichen. Ebenfalls Zeichen ist die deutsche Kritik, die auf jedem Allgemeinplatz in Treue harrt, um die grauslichen Ereignisse dann zu betrachten, ängstlich die ‚Schüsse aus der Hüfte' fürchtend. Die waren notwendig um ‚die Mitte der fünfziger Jahre' und sind es noch heute. Einer von ihnen ist die

GESCHICHTE DES FILMS
von Ulrich Gregor und Enno Patalas.
Sigbert Mohn Verlag Gütersloh.
Preis 39,80 DM.

Diesem Vademekum, dessen Autoren sich auf 524 Seiten bemühen, ihren Aspekt ‚dedizierter Parteilichkeit (S. 9) auf die Filmgeschichte zu entwickeln, ist einiges Kritische anzumerken.

Wer parteilich schaut, muß sich sagen lassen, daß sein Blick zuweilen schief ist; die Analyse das Problem mit feindlichem Achselzucken passiert; er der Gründlichkeit den Rücken kehrt. Das Anliegen, sicherlich echt, Überblicke zu geben, bedingt eine gewisse Nachlässigkeit dem Genre gegenüber. Western, Horror- und Gruselfilm, Abenteurer- und Kriminalfilm, B-Filme oder Filme der ‚Série noire' werden zu kursorisch behandelt. Da ist mehr Schielen als Schauen.

Die Revue des japanischen Filmschaffens zeichnet sich mehr durch maßvolle Zurückhaltung als durch unmäßiges Wissen aus. Die entschuldigende Feststellung: „Namentlich in der Behandlung der überseeischen Filmländer muß das vorliegende Buch fragmentarisch bleiben, da die Perspektive des hiesigen Beobachters wesentlich von den Zufälligkeiten des Filmimports nach Europa bestimmt wird!" (S. 9) kaschiert nur die mangelnde Gründlichkeit, mit der man die wenigen Zufälligkeiten untersuchte. Sätze wie „Kurosawas künstlerisches Verdienst besteht darin, die Visionen der Entfremdung und des möglichen Glücks in eine dialektische Einheit gezwungen zu haben" (S. 439), klingen hohl. Wer Entfremdung als die Antithese eines möglichen Glücks zu begreifen sucht, ist einer verwaschenen Auslegung des Begriffs der Dialektik nur zu verdächtig.

Urteile wie „In VIE PRIVEE (Privatleben, 1961) unternahm Malle es, ein ideales Portrait Brigitte Bardots zu entwerfen, indem er drei stilistisch gegeneinander abgesetzte Teile – eine märchenhafte Jugend, eine realistische Gegenwart und eine optimistische Zukunft – aneinander spiegelte", sind gefährlich, weil sie, quasi ex cathedra formuliert, beim Leser das Gefühl erzeugen, hier der absoluten Wahrheit über PRIVATLEBEN begegnet zu sein. (Der Film ist im Grunde mißlungen. Das Portrait eines Stars, das er zu umreißen versucht, scheitert an der Unfähigkeit der Bardot, Bardot zu sein, am mangelnden soziologischen Wissen des Regisseurs – die Realität im Film stimmt mit der wirklichen nicht überein, gibt nur einen bunten Bilderbogen von den Rankünen und Brutalitäten innerhalb des „Showbusiness", die Wechselbeziehung Star–Gesellschaft, wer benötigt wen, wer managed wen, wird nur angedeutet – an der etwas überladenen Liebesgeschichte und dem mit plumper Melodramatik in Szene gesetzten Schluß)!

Aber abgesehen von diesen Unsauberkeiten, denen man noch mehr Beispiele zugeben könnte, ist der Versuch, das Phänomen Film als gesellschaftliches Produkt zu begreifen, gelungen!

Die Auswahl, die die Verfasser getroffen haben – 524 Seiten engen natürlich den Anspruch der Vollständigkeit ein – setzt durchweg die rechten Akzente. Weise zu nennen, ist die Wahl des Bildmaterials: Bildfolgen versuchen den Charakter des behandelten Films auszuleuchten. Hier ist man endlich vom Klischee gesprungen; hier versucht man nicht mehr mit wahllos aus der Masse der Standfotos herausgegriffenen Bildern das Geschriebene zu illustrieren.

Dieses Buch räumt die Vorstellungen aus, nach denen die konventionelle Kritik ihre Betrachtungen inszeniert (Es sei hier auf eine Analyse der konventionellen Kritik in FILMSTUDIO 37 hingewiesen!). „Jeder Film bringt den Maßstab mit sich, an dem er zu messen ist, er muß dem Anspruch genügen, den er selbst stellt, und es liegt in der Natur der Sache, daß auf diese Weise verschiedene Regeln der Beurteilung gelten können!" (Edmund Luft, FILM-ECHO 96 / 1. 12. 62.). Patalas und Gregor erweisen mit ihrem Buch dieser Meinung des Herrn Luft keine Reverenz. Wo das Objekt den Maßstab der Kritik bestimmt, anstatt den Vorwurf abzugeben, wird die Kritik erledigt und mit ihr die Kritiker. Herrn Luft gibt es eigentlich nicht mehr.

L'Eclisse

PETER H. SCHRÖDER

Die hochindustrialisierte Konsumgesellschaft gestattet, mit der Teilhabe am von ihr limitierten Profit, Gefühle nur im Maße der möglichen ökonomischen Befriedigung durch die eingeschliffenen Mechanismen ihres Apparats. So werden die Nutznießer zu Ausgebeuteten, verkehrt sich die Tatsächlichkeit in ihre dialektische Gegenposition, ohne daß die Opfer sich der Perversion ihrer Wunschvorstellungen bewußt würden. Die Intimsphäre, das zugeordnete Phänomen der Liebe und die assoziierten Gefühle, verlieren Originalität und Wahrhaftigkeit aus den gleichen Gründen, aus denen spontane Erfahrungen durch das Kalkül zunichte gemacht werden; von Dignität dieser erpreßten Gefühlswerte zu sprechen, verbieten die unwürdigen Methoden der Täuschung und des Betrugs, mit denen Ideologie verschleiert wird.

Der Rückzug auf das Privatissime der Persönlichkeit scheitert an der beliebigen Reproduzierbarkeit der Gesten und Emotionen, deren plakative Struktur vom public-relation-management entdeckt und ausgebeutet werden, und die so Reklame in das Persönliche noch in seine diffizilsten Fältelung projizieren und jenes in den Produktionsprozeß totaler Typisierung miteinbeziehen. Die Wertskala der Gefühle ist bis ins Detail auf die Vermittlung durch Präzision und Technik heruntergekommen, die Norm der Ausdrucksfähigkeit denaturiert die ‚Sprache der Liebe', macht Verstummen und einsame Verzweiflung zum einzig adäquaten Feld der Liebesmöglichkeit; Liebe, die sich der Sprache bedienen muß, will sie sich erklären, endet vor dem Schweigen, das die Unmöglichkeit, so zu tun, als habe sich nichts geändert, vor der Wahrheit der Sache einbekennt. Noch in der abweisenden Geste verschlagener Sprache, die Erschaudern und Trauer ersetzen, blitzt in einer sich schnell verdunkelnden Momentaufnahme mehr von dem auf, was Liebe nicht mehr sein kann, als daß jene Zeugnis geben könnte für das, was sie einmal war und das unwiederbringlich verloren ist.

Antonionis letzter Film beschließt die Trilogie, die mit L'AVVENTURA und LA NOTTE als Versuch eines Kommentars des Nichtkommentierbaren konzipiert worden war; um zu schildern, was sich der Schilderung widersetzt; und ließe es sich beschreiben, man verstünde es nicht; zu bestimmen, wie die Beziehungen der Menschen im Bereich persönlicher Komplexität unter dem Zwang der Gesellschaft leiden und desto abstrakter und unverbindlicher geraten, je progressiver diese sich gibt bei der Vortäuschung eines Verhaltens, das ihrem wahren Wesen diametral entgegensteht. Dieser Veränderung des Erlebbaren, der Fähigkeit, das eigene Leid unbewußt zu konstatieren, es aber nicht reflektiv verändern zu können, korreliert die ästhetische Form, die, entsprechend dem Versagen der Sprache, in L'ECLISSE die Bildkomposition einem Kulminationspunkt zutreibt.

Vittoria verläßt nach einer Nacht voll quälender Gespräche ihren Geliebten Ricardo, dem sie vergeblich zu verdeutlichen sucht, warum ein Insistieren auf dem vorgetäuschten Glücklichsein nur Lüge und Selbstbetrug bedeutete. Ricardo wünscht Aufklärung für ihren Entschluß, ihn zu verlassen: „Du würdest es schon verstehen, nur ich kann es nicht erklären", antwortet Vittoria – Signum der gespenstigen und doch so klarsichtigen Stille der Eingangssequenz ist dieser Satz, der die Sprachlosigkeit konzentriert, die den Film durchzieht. Ihr ständiges „Ich weiß nicht" exemplifiziert Vittorias Versagen vor den auf sie eindringenden Empfindungen, die sich der Artikulation entziehen. „An manchen Tagen ist es mir gleichgültig, ob ich mir mit einem Stück Stoff, einem Buch oder einem Mann die Zeit vertreibe", gesteht sie einer Bekannten. Zeitvertreib, dazu lediglich mag Liebe noch taugen, die Gleichsetzung mit Dingen des täglichen Gebrauchs reflektiert die verdinglichte Funktion der Liebe und deren Warencharakter. An diesem Anfangspunkt des Films vermeint man, das Ende von LA NOTTE als Standfoto auf den Hintergrund projiziert zu sehen; dort der scheiternde Versuch, Liebe in der Vergewaltigung zu erzwingen, hier die Frustration, die zum Schweigen und zur Resignation führt.

Der cercle vicieux der Vereinsamung und Entfremdung bestimmt den gesamten Film; in die Eingangssequenz integriert werden Außenwelt und Einrichtungsgegenstände, ausgebaute Natur, die grau und architektonisch geplant die Rationalisierung dokumentiert, kostbare Gegenstände erlesener, aber bezugsloser Schönheit, die Sublimationsstufen der zur Dingfunktion degenerierten Empfindungen vorstellen, Surrogate, in sich noch wesenloser als der Vorwurf, den sie abbilden. So kauft Vittoria einen Steindruck, eine Lithographie, die die Abbildung einer fein ziselierten Fächerpflanze trägt; dieses, mittels einer Maschine reproduzierte Bildnis der Natur, hängt sie an die Wand ihres Appartements, neben ebenso glatte wie erloschene andere Kunstgegenstände. Die Welt der Schönheit besteht in der Schönheit des Scheins. Der Ausbruch aus dieser Privatrealität trägt Spuren vergangenen Leides und gegenwärtiger Vergeblichkeit. Jedes Ende perpetuiert sein grausames Traumrepertoire bis zur gänzlichen Resignation – wie es der Schluß des Films leistet.

Piero, der mit Geschick makelt und Wohlstand erwerben und ebenso zerstören hilft, konsumiert Liebe, die für ihn ebenso Freizeitbeschäftigung ist wie für Vittoria, nur daß er unreflektierter sich durch deren sexuelle Komponente stimulieren läßt. Die Warenwelt der Börse läßt den Versuch, ursprüngliche Gefühle empirisch zu greifen, an ihrer Unerbittlichkeit scheitern. Das Räsonnement, das an die Stelle der Unterhaltung zweier Menschen getreten ist, verweist Liebe in den Bereich der Gesten und der Entverbalisierung des Sprechens. „Ciao – aber ich kenne dich gar nicht", das differenzlose Gebärdenspiel trifft auf alle zu und deshalb auf keinen. Die naiven Präliminarspiele von Vittoria und Piero, Katz und Maus, die Twistmusik aus dem Nachbarhaus, die einen Rausch hervorbringen soll der seine Existenz nur ihrer Manipulierbarkeit verdankt, die verlassene Pracht der großbürgerlichen Wohnung Pieros, das alles endet im Kuß durch die Trennwand einer Glasscheibe, der in der äußersten Berührung noch die Distanz des Artifiziellen und Vergeblichen aufbrechen läßt. Die Naivität ist punktuell, der nächste Augenblick erledigt sie. Die unbetonte Teilung in fünf ‚Episoden' läßt die zerstörte Epik transparent werden; die intakte Epik des chronologischen, ununterbrochenen Ablaufs der Handlung, setzt eine intakte Welt voraus, oder die Täuschung über deren wahren Charakter. Die Handlung, das, was geschieht, liegt in den Schnitten, die Kontinuität wird geteilt durch langausgespielte Szenen, die den Versuch, eine Liebe zu etablieren, die ungebunden neben Raum und Zeit existieren müßte, wollte sie tatsächlich sein, zum nicht darstellbaren Inhalt hat. Das einzig dauerhafte Element der Begegnung von Vittoria und Piero ist das Stück Holz in einem Faß, das für die Frau Fetischcharakter hat. Der Schluß, der breit angelegt die Leere provokativ inszeniert, besiegt auch dieses und damit die Ansätze einer Liebe.

JOACHIM C. FEST

Terroristen und Ästheten oder der Hochverrat des Geistes

La trahison des clercs. Der dritte und letzte Aufsatz in dieser Reihe will zu einer Analyse jenes Denkens beitragen, das eine Mehrheit der Intelligenz zu Steigbügelhaltern des braunen Totalitarismus werden ließ.

„Ich sage Ja!" bekannte Gerhart Hauptmann in den Frühjahrswochen des Jahres 1933. Die nationale Aufbruchstimmung, die epidemisch um sich griff und nur verschont ließ, wer sehr sicher stand, löste eine wahre Flutwelle von Loyalitätserklärungen an die Adresse der neuen Machthaber aus, in der die erbitterten Proteste und der ohnmächtige Ekel derer, die sich verfolgt oder gar aus dem Lande vertrieben sahen, fast ungehört untergingen. Angesichts der abertausend Beifallsbekundungen — den Bruchstücken einer großen Kapitulation — fragt man nach den Ursachen des Erfolges, den die unverhohlen widergeistige Bewegung des Nationalsozialismus bei Dichtern und Denkern verzeichnen konnte. Er macht die These, das hohe Offizierskorps und die Großindustrie hätten sich als die schwächste Stelle gegenüber den Verführungskünsten und Erpressungsversuchen des Regimes erwiesen, äußert fragwürdig; denn zweifellos ist „die geistige Überrumpelung ... dem Nationalsozialismus noch rascher und wirkungsvoller gelungen als die politische und gesellschaftliche Machtergreifung" (Bracher); gewiß wirkten — wo nicht bloßer Opportunismus am Werke war — zahlreiche Mißverständnisse an dieser merkwürdigen Bruderschaft mit und mancher, von Eduard Spranger über Gottfried Benn bis hin zu Edgar Jung, mußte bald erkennen, daß er den Tag vor dem schlimmen Abend gelobt hatte. Aber jene tiefere Gemeinsamkeit, die ja schon begrifflich ein Mißverständnis erst möglich macht, war auch hier wohl vorhanden, und nicht zu Unrecht schrieb Thomas Mann an Ernst Bertram: „Das Letzte, was man Ihnen vorwerfen kann, ist, daß Sie Ihren Mantel nach dem Winde gehängt hätten. Er hing schon immer ‚richtig' ..."

Diese besondere Schwäche und Kapitulationsbereitschaft der sogenannten Intellektuellen hatte ihre Gründe. Der Nationalsozialismus traf sie in einem Zustand außerordentlicher Unsicherheit, ja er war im Grunde selbst Symptom dieser Unsicherheit. Wenn das Regime sich als „Anbruch einer neuen Epoche" und „Zeitenwende" definierte, so war das gewiß Ausdruck seiner säkular rechnenden Selbstüberschätzung; und doch barg die Formel einen zutreffenden Kern; denn der Nationalsozialismus war ein Aufbruch, der seine Geschichte hatte, längst bevor es eine Geschichte der NSDAP gab. Es waren doch nicht allein die rücksichtslos ausgebeuteten Angstzustände eines sozial deklassierten Volkes oder das virtuos für die eigenen Bestrebungen genutzte nationale Gemütsleiden, waren überhaupt nicht so vordringlich die Tagesparolen, die der Bewegung den Massenzulauf sicherten, sondern war doch auch dieses ganze antirationalistische, vernunftfeindliche Getöse, das sie von den sektiererischen Anfängen bis zu den triumphal zelebrierten Massenhysterien der späteren Jahre begleitete. Der Nationalsozialismus war im Grunde die politisch organisierte Geistesverachtung. Freilich haben deshalb doch nicht die intellektuellen Gegentypen: die Saalschlachtheroen und die Bravos im Braunhemd, ihm die Massen gewonnen; am Rande seines Weges und zusehends auch in seinen Reihen fanden sich Angehörige der sogenannten gebildeten Schichten ein, die teils aus Enttäuschung, teils aus Selbsthaß, Zerstörungstrieb oder einfach pointenhungriger Verantwortungslosigkeit jenen „Hochverrat des Geistes" betrieben, zu dem Ernst Jünger sich nicht ohne Stolz bekannt hatte und der Bewegung die ideologiestücke verfügbar machten, die sie so wahllos in sich hineinschlang, daß es jeden Respekt vor der Logik in Verlegenheit setzte.

Der Nationalsozialismus konnte sich gewiß nicht nur auf den Irrwitz dunkel schwelgender Eigenbrötler berufen, sondern nicht minder auf die Autorität von Universitätslehrern, Dichtern und schriftstellernden Studienräten. Seine Vernunftfeindschaft war intellektuell, wie er denn selbst, in seinem soziologischen Kern, eine Bewegung gescheiterter, an der Vernunft verzweifelnder Intellektueller war. Sie vor allem ermöglichten ihm jene geistige Maskerade, ohne die in einer wissenschaftsgläubigen Zeit die kleinbürgerlichen Massen nicht zu gewinnen sind: selbst die Verleugnung der Vernunft muß sich in rationalen Formeln präsentieren. „Die geistige Vorbereitung der deutschen Revolution", so schrieb Edgar Jung, der sie vom Rande her intellektuell gefördert hatte, im Jahre 1933, geschah „in zahlreichen wissenschaftlichen Werken"; ihnen verdanke das deutsche Volk „die Unterhöhlung der Menschenrechtsideologie ..., ferner die Zerstörung des Glaubens an das formale Recht, an die Dialektik und den Intellekt schlechthin".

Solche Korrumpierung kultureller und sittlicher Maßstäbe war das Ergebnis eines langen, weit ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Auflösungsprozesses, in dessen Verlauf der Geist sich von sich selbst abwandte, indem er im Namen einer Philosophie des Lebens, des Machtwillens, der rohen dynamischen Vitalität, und in diesen sowie zahlreichen anderen Formen stets der europäischen Tradition der Vernunft entsagte. Generationen von Philosophen, Historikern und Psychologen vor allem haben daran gewirkt, den „Geist als Widersacher der Seele" in Verruf zu bringen und der Intuition, dem Blut, dem Instinkt einen Rang einzuräumen, durch den unweigerlich die Dummheit als Instanz inauguriert und eine moralische Verelendung, ein „Defaitismus der Humanität" heraufbeschworen werden mußten, die ohne Beispiel waren und doch nicht als Rückschritt oder Verlust beklagt, sondern als Wiedergeburt schöpferischer Lebenskräfte überschwenglich gefeiert wurden. Diese Gegenaufklärung war gewiß eine gesamteuropäische Erscheinung; aber nirgendwo ist der Prozeß der „Zerstörung der Vernunft" mit einer so rachsüchtig anmutenden Gründlichkeit durchgeführt worden wie in Deutschland, wo ein populärer Denker die Vernunft eine „Verruchtheit" und einen „Frevel" nennen konnte[1]). Gewiß war solche Radikalität die Ausnahme, aber nicht wenige fanden doch ein zynisches Amüsement darin, Geist, Gesittung und Humanität von hoher Warte aus zu diskreditieren, und den Zweifel daran hatten sie alle durchlebt und eine tiefe Anfälligkeit seither bewahrt. Angesichts der Lebensverdünnung, die sie allenthalben wahrzunehmen meinten, empfanden sie immer wieder die Versuchung, die Wendung in Seelentümelei, zu den „Urkräften des Lebens", ins „heilige Dunkel der Vorzeit" mitzumachen und in den Chor derer einzustimmen, die den Geist als die „unfruchtbarste der Illusionen" verhöhnten. Der Sieg des Nationalsozialismus schien ihnen in der Tat ein neues Zeitalter heraufzuführen, das die Herrschaft der Vernunft ablösen und das Leben wieder in sein Urrecht einsetzen würde.

Nur vor diesem Hintergrund wird die Welle der Zustimmung, die unmittelbar nach dem 30. Januar 1933 auf breiter Bahn dem neuen Regime entgegenrollte, begreiflich. Es waren keineswegs nur die „völkisch", „national", „konservativ" oder „autoritär" festgelegten Namen, die ihre Erwartungen auf ähnlich hochfühlende Formeln brachten wie Hans Friedrich Blunck, der „Demut vor Gott, Ehre dem Reich, Hochzeit der Künste" ansagte. Schon am 3. März erklärten sich 300 Hochschullehrer aller Richtungen in einem Wahlaufruf für Hitler, während die Masse der Studenten schon vor dem Jahre 1933 ihren Übertritt ins nationalsozialistische Lager vorgenommen und der Studententag im Sommer 1932 bezeichnenderweise bereits in einer Kaserne stattgefunden hatte. Im Mai 1933 erschien wiederum ein kollektives Bekenntnis der Professorenschaft zur neuen Regierung und am Vorabend der Volksabstimmung vom 12. November forderten bekannte Wissenschaftler wie Pinder, Sauerbruch oder Heidegger die Gebildeten auf, der Politik Hitlers Verständnis entgegenzubringen. Unter einem „Treuegelöbnis der deutschen Dichter für den Volkskanzler Adolf Hitler" fand man die Namen Binding, Halbe, Molo, Ponten, Scholz und Stucken. Dem um Anerkennung buhlenden Regime stellte sich, wer immer dazu aufgefordert wurde, fast ausnahmslos zur Verfügung: Richard Strauß, Wilhelm Furtwängler, Gustaf Gründgens, Heinz Hilpert oder Werner Krauß. Der Fatalität solcher Dienstwilligkeit entsprach die Mühelosigkeit, mit der die neuen Machthaber bestehende Institutionen, wie beispielsweise die Preußische Dichterakademie, überwältigten. Gewiß konnte mancher der Paktierenden sich auf ehrenhafte Motive berufen; männlicher aber wirkte die Haltung Ricarda Huchs, die aus der neuen Akademie der Künste mit der Begründung austrat, ihr Deutschtum sei nicht das der Regierung. Angesichts der Massenkonversionen warnte Hitler bereits im September 1933 vor denen, die „plötzlich ihre Fahne wechseln und so, als ob nichts gewesen wäre, in den neuen Staat einziehen, um dort auf dem Gebiete der Kunst und Kulturpolitik abermals das große Wort zu führen ...; denn das ist unser Staat und nicht der ihre."

Während also die neuen Machthaber sich der herandrängenden Schar neuer Parteigänger und Opportunisten fast erwehren mußten, waren vergleichsweise wenige Zwangsmaßnahmen erforderlich und den Kulturfunktionären des Dritten Reiches oblag schließlich nur, die Selbstgleichschaltung auch institutionell zu besiegeln. Lediglich an einigen Universitäten mußte während einer kurzen Phase die bewährte Kombination der „spontanen Willensbekundungen" von unten mit nachfolgendem Verwaltungsakt von oben jene Ordnung schaffen, die das Regime von allem Anfang an erstrebte. Denn daß es entschlossen war, gerade den kulturellen Bereich in seine strikte Regie zu übernehmen, blieb zu keinem Zeitpunkt zweifelhaft. Die Zielsetzung der ersten Periode definierte der Reichsminister Frick so: „Es muß jetzt endgültig Schluß gemacht werden mit diesem Geist der Zersetzung, der nun lange genug an Deutschlands Herzen genagt hat". Diesen Bestrebungen dienten nicht nur der große Professorenschub an allen deutschen Hochschulen und Universitäten sowie die spektakulärste Geste dezidierter Geistfeindschaft: die von SA- und SS-Kapellen mit „vaterländischen Weisen" begleitete Verbrennung von annähernd 20 000 sogenannten undeutschen Schriften auf dem Platz vor der Berliner Universität, sondern auch der straffe Aufbau der Reichskulturkammer, die in sieben Einzelkammern sämtliche Angehörige künstlerisch-publizistischer Tätigkeitsbereiche „erfaßte", um — wie Goebbels mit fast zynisch anmutender Offenheit begründete — den schaffenden Menschen das „Gefühl trostloser Leere" zu nehmen sowie das Bewußtsein zu vermitteln, daß der Staat „seine schützende Hand" über sie halte. Nebenher ging eine Fülle von Drangsalierungen, Berufsverboten oder schikanösen Verwaltungsmaßnahmen, ohne daß die vereinzelten Proteste freilich vor einer anderen Instanz als den verborgen geführten Tagebüchern zur Sprache gebracht wurde. Allein 250 namhafte Schriftsteller verließen in jenen Wochen Deutschland und gaben damit den Auftakt zu einem Prozeß unvergleichlicher kultureller Auszehrung, andere zogen sich zurück und verstummten — aus Widerwillen, Ekel, ohnmächtigem Zorn. Aber eine Geste der Empörung, des gemeinsam bekundeten Selbstbehauptungswillen wurde nicht vernehmbar. Gewiß fürchten totalitäre Staaten kaum den Verruf, in den die Notzüchtigung des Geistes sie bringt. Aber zumindest um ihres eigenen Rufes willen hätten Literatur und Wissenschaft eine solche Geste wohl leisten müssen. Viele der Zurückgebliebenen, die Blunck, Benn, Bäumer, Hauptmann, v. Molo, Seidel, die jetzt die offiziellen Plätze in den Akademien und bei den Festbanketten einnahmen, hatten Freunde unter den Emigranten, sie alle waren, wie einer von ihnen sich später erinnerte, „eine große Gemeinschaft". Aber der nationale Rausch spülte solche Gefühle fort, und wo sie nicht betreten hinwegsahen von den vielfältigen Tragödien der Verfemten und Verjagten, höhnten sie ihnen hinterher im Vollgefühl ihrer schönen Täuschungen. Die Warnzeichen erkannten sie nicht. Die Bücherverbrennung bekümmerte die nicht viel, die von ihren Schreibtischen aus unter literarischen Schaudern ganze Welten im Feuer versinken ließen, und Schikanen waren zunächst kein Argument für den, der kosmische Katastrophen zu beschwören pflegte. Nicht selten lebte der Terrorist dicht neben dem Ästheten, und Gottfried Benn mediderte denn auch zu Beginn des Dritten Reiches, daß alles, was das Abendland kulturell berühmt gemacht habe, in Sklavenstaaten entstanden sei, und meinte, die Geschichte sei reich an Kombinationen von pharaonischer Machtausübung und Kultur".

Die Geschichte des Dritten Reiches beweist offenkundig das Gegenteil. Nie war der kulturelle Ehrgeiz einer Staatsführung höher, nie das Ergebnis provinziell-unansehnlicher. Hitler, der mit der Unduldsamkeit des Gescheiterten die höchste Autorität in künstlerischen Fragen beanspruchte, hatte auf dem ersten Reichsparteitag nach der Machterringung die Devise ausgegeben, „durch weltanschauliche Erneuerung und damit rassische Klärung einen neuen „Lebens-, Kultur- und Kunststil" zu finden, während Goebbels, ganz auf der Linie dieses kulturellen Biologismus, den Willen der Machthaber unterstrich, „einen neuen deutschen Künstlertyp (zu) züchten", und Ernst Adolf Dreyer, ein Kulturfunktionär, meinte, daß „eine neue Persönlichkeitsformung vernotwendigt werde". Auch für die Universitäten wurde die „Schaffung eines neuen Hochschullehrertyps" gefordert. Die Richtung dieser Bestrebungen wurde deutlich, wenn von einem „Soldatentum des Geistes" gesprochen, die Wissenschaftler als „Kameraden im Wissensdienste deutscher Nation" bezeichnet und beispielsweise „Kameradschaftsabende der Fachschaft Lvriker" veranstaltet wurden: nämlich durch Einordnung in militärische Kategorien die Dienstbarkeitsfunktion von Wissenschaft und Kunst nachdrücklich ins Bewußtsein zu rücken, so daß die Regungen individueller Aufsässigkeit oder Skepsis zu Akten der Fahnenflucht wurden, die — einem militärfrommen Volk unauslöschlich tief eingegraben — stets das Odium besonderer Verwerflichkeit besaßen. Als Modell weltanschaulichen Soldatentums diente (zumindest bis zum 30. Juni 1934) vor allem die SA. Mit Vorliebe sprach man von „SA-Männern des Geistes", und während Göring und Rosenberg den Kunstsinn des „gesunden SA-Mannes" zu verpflichtenden ästhetischen Normen erhoben, erkor der spätere Rektor der Technischen Hochschule Berlin, Professor Ernst Storm, Hitler in seiner Eigenschaft als Oberster SA-Führer und den Stabschef Ernst Röhm zu Vorbildern „für jeden deutschen Dozenten".

Zur institutionellen Reglementierung trat die materielle. Es war Hitlers Überzeugung, daß es wie im moralischen so auch im wissenschaftlichen Sinne keine Wahrheit gebe, ja, daß Wissenschaft im Grunde — wie er es formulierte — „verheerend" wirke, denn „sie führt vom Instinkt weg". Beflissene Kulturbeamte, aber auch zahlreiche Universitätsprofessoren machten sich alsbald daran, diesen Auffassungen im akademischen Betrieb Geltung zu verschaffen. Und während die wissenschaftliche Objektivität in einer Flut von Richtlinien und Pamphleten als Symptom einer bürgerlich-liberalen Epoche verdammt wurde, sahen sich die Historiker beispielsweise aufgefordert, „deutsche Geschichte nur mit deutschen Augen, mit den Augen des Blutes (zu) sehen", schrieb der Nobelpreisträger Philipp Lenard zum 550jährigen Jubiläum der Heidelberger Universität seine unsäglichen Sätze über „arische Physik", verherrlichte Professor Walther Poppelreuther Hitler als „wissenschaftlichen Psychologen" und erhob Professor Reinhard Höhn den Begriff der Volksgemeinschaft „zum wissenschaftlichen Grundprinzip". Die Liste ließe sich endlos fortsetzen und enthielte dann auch die Namen von Juristen, Ärzten, Theologen, Nationalökonomen, Germanisten oder Musikwissenschaftlern. Gewiß argumentierte, wer so schrieb, nicht wider alle Überzeugung; denn selbst der Verrat an der Vernunft geschieht in ihrem Namen, weil der Mensch auf Gründe angewiesen bleibt. Der Verzicht auf objektive Erkenntnis wurde vielmehr im Namen einer Volksgemeinschaft gefordert und geleistet, der mit dem historischen zugleich das allgemeine Recht zuerkannt wurde, ehrwürdige Traditionen und Normen wie die von der Objektivität wissenschaftlichen Denkens von den Thronen zu zerren, so daß als Dienst an einer imaginativen historischen Größe erschien, was doch nur ein Verrat am Geiste war. Daneben wirkten bei vielen, die auf stillere Weise kapitulierten oder doch ihren Frieden mit den neuen Herren suchten, die Täuschungen und Wunschbilder mit, die im Volke insgesamt lebendig und von den neuen Machthabern seit je gefördert worden waren: so die anfangs verbreitete Vorstellung eines neuen „dritten Humanismus", dessen Zeit im Nationalsozialismus angebrochen sei, die usurpierte Rolle der „Verteidiger des Abendlandes", der „Erretter vor dem Bolschewismus", ja dazu gehört — neben einem Bündel von Strömungen und Tendenzen der deutschen und europäischen Geistesgeschichte, die vielfach verfälscht und pervertiert mit einer frappierenden Selbstsicherheit auf die eigene Sache bezogen wurden — die Idee vom „Dritten Reich" selbst, die eine jahrhundertealte mythische Verheißung barg. Alle Impulse von einiger Wirkungskraft fanden sich in der sogenannten nationalsozialistischen Weltanschauung „aufgehoben", deren mangelnde Konturen erstaunlicherweise nicht verräterisch und entlarvend gewirkt, sondern bei vielen Intellektuellen geradezu die Anziehungskraft dieser Ideologie begründet haben. Indem sie allen nationalen, konservativen oder revolutionären Träumereien breiten Raum ließ, war sie weitgehend das, was die Vorstellung jeweils erheischte. Und wer sich zu freiwilligen Täuschungen nicht bereitfand, sah seine Illusionsbereitschaft bald von den abschreckenden Beispielen versuchter Selbstbehauptung befördert: von der publizistischen Verfemung, der Überwachung durch Partei und Gestapo, dem Verlagsverbot etc. wie es zusehends diejenigen traf, die sich den Unwillen der Machthaber zugezogen hatten und als „unerwünscht" figurierten. Zuletzt schließlich enthüllten sich — wie immer in aufgeregten Zeiten — die Charaktere und legten ihre unansehnlichsten Seiten bloß: Opportunismus, bedingungsloser Ehrgeiz, Intrigantentum feierten in verblüffenden Karrieren wahre Triumphe. In seinen Tagebuchblättern notierte Thomas Mann im Juni 1933:

„Die Erbärmlichkeit der Menschen ist zuweilen erstaunlich. Die Simplicissimus-Künstler, die erklären, sie hätten die Gesinnung des Blattes nie geteilt und seien nur verführt worden. — Der Berliner Bildhauer, der um seine Professur — oder sonst seines Fortkommens willen erklärt: Seine Frau sei allerdings Jüdin, aber er habe seit fünf Jahren nicht mit ihr verkehrt ..."

Der Offenbarungseid, den die Zeit von jedem einzelnen Intellektuellen verlangte, deckte einen tief verwirrenden Zustand auf. Nur in denen, die verstummten und in den Emigranten schien etwas noch von jener Überzeugung lebendig, daß der Geist auch der Opferbereitschaft derer bedarf, die ihn für sich reklamieren. Das Recht zum Irrtum ist gewiß fundamental und der Irrtum selbst hat nichts Verwerfliches. Auch ist es zutreffend, daß „noch nie geistige Freiheit und kulturelles Wertgefühl in einem ähnlichen Ausmaß ... auf die Probe gestellt worden" sind (K. D. Bracher). Aber was in jenen Jahren offenbar wurde, war mehr als nur ein Irrtum, und dieses „unvergeßliche und für die Ehre des deutschen Geistes tödliche Versagen", von dem Thomas Mann sprach, mehr als das Ergebnis eines kurzfristigen, von verführungsmächtigen Händen manipulierten Rauschzustandes. Erst auf dem Grunde einer langanhaltenden Korrumpierung aller politisch-moralischen Wertvorstellungen wird die Schwäche des intellektuellen Selbstbehauptungswillens begreiflich. Gewiß waren die wenigsten „Nazis". Vielmehr waren fast alle dem Literaturwissenschaftler und Dichter Ernst Bertram vergleichbar, der es in den ersten Maitagen des Jahres 1933 unternahm, die Bücher seiner persönlichen Freunde, Thomas Mann und Friedrich Gundolf, von den Verbrennungslisten zu entfernen und nach erfolgreicher Bemühung glücklich schrieb, nun könne er „also dem feierlichen ‚Auto da Fee' beiwohnen" und gar noch ein eigens dafür angefertigtes Flammengedicht vortragen hieß. In solchen Verhaltensweisen, die erschreckender sind als die überzeugungsvollen Torheiten Philipp Lenards oder Reinhard Höhns, offenbart sich die umfassende Sinn- und Lebensverfehlung eines bürgerlichen Bildungsideals, das

Fortsetzung auf Seite 8

NORBERT ELY

Bäume wollen in den Himmel wachsen

Philosophie der Anpassung beim VDS

Nach einjähriger Arbeit legt jetzt der Sekretär der Hochschulgründungs-Kommission des VDS, Peter Müller, ein Gutachten der Studentenschaften zu den geplanten neuen Universitäten vor. Damit ist, nach dem Bremer Universitätsplan von Rothe und dem Gutachten des Wissenschaftsrates, ein weiteres umfangreiches Werk erschienen, das sich sehr konkrete Gedanken um die Neugestaltung der deutschen Hochschulen macht. Es scheint die Zeit endgültig vorbei, wo man übers scheinbar Grundsätzliches nicht hinauskam oder in einer Neubesinnung auf das Humboldtsche Ideal der Hohen Schule den Schlüssel zu jeder Reform sah. Zugleich ist freilich auch der Augenblick gekommen, wo es gilt, die vorliegenden Vorschläge zu einer Universitätsreform oder -neuorganisation kritisch zu untersuchen. Denn sie können jederzeit realisiert werden und sind uns deswegen ungleich näher auf die Haut gerückt als etwa jene Meditationen, die einstmals E. Anrich über „die Idee der deutschen Universität" anstellte. Nicht nur müssen die Vorschläge, die in ihrer Gesamtheit ein bestechend schönes Hochschulmodell abgeben, auf ihre tatsächliche Brauchbarkeit überprüft werden. Sie haben sich auch der kritischen Analyse jenes geistigen Hintergrundes zu unterziehen, vor dem sie entstanden sind. Dieser ist oftmals verdeckt, aber deswegen nicht ohne Bedeutung. Gerade dort, wo man, wie Lothar Krappmann in der Vorrede des VDS-Gutachtens, zur Reform zu schreiten vorgibt, lohnt sich eine solche Betrachtungsweise.

Die Versuchung dazu besteht doppelt, wenn sich ein Gutachten aufs glatte philosophische oder beinah-philosophische Parkett begibt, um seinen Vorschlägen zur Organisation das hierzulande unerläßliche geisteswissenschaftliche Podest zu geben, mag dieses auch noch so wacklig sein. An irgendeiner Ecke, so hofft man, steht es auf dem Boden des ewig Wahren, Schönen, Guten, was dem Kunstwerk dann eine gewisse Standfestigkeit verleiht. Doch Ironie beiseite! Eine Reform der Universität, die mehr sein will als ein willkürlicher Verwaltungsakt, kann in der Tat nicht ohne Reflexion auf das moderne Wissenschaftsverständnis auskommen. Sie ist beinahe unausdenkbar ohne eine ihr zugrunde liegende Wissenschaftstheorie. Dies erkannt zu haben, ist zweifellos ein Verdienst der VDS-Reformer. Sie weisen damit Universitätsgründer von der Art eines Hans Werner Rothe von vornherein in ihre Schranken. Inwieweit es ihnen freilich gelungen ist, die einmal angenommene Verpflichtung einzulösen, sei dahingestellt.

Doch zunächst eine Vorbemerkung. Sie gilt der etwas häufigen Verwendung der Wörtchen „soziologisch" und „gesellschaftlich", die allein schon den Verdacht aufkommen läßt, es handele sich hier um wenig mehr als um eine Anpassung an den üblichen Jargon. Zugegeben, daß es allgemeiner Gebrauch ist, an jeder passenden und unpassenden Stelle jene Epitheta ornantia zu verschwenden; sei es, um einen nicht deutlich analysierten Sachverhalt dem fortschrittsgläubigen Leser als selbstverständlich erscheinen zu lassen; sei es, um eine simple Tatsache ins mystische Halbdunkel einer allmächtigen Wissenschaft zu rücken, von der viele Zeitgenossen weniger wissen als ihre Vorfahren von einer Alchimistenküche. Doch entschuldigt der allgemeine Mißbrauch die Leichtfertigkeit der Universitätsreformer nicht. Niemand wird zwar leugnen, daß die Hochschule und damit auch ihre Reform von außerordentlicher Bedeutung für eine moderne Industriegesellschaft sind. Aber damit, daß man diese Bedeutung durch Verwendung besagter Epitheta immer wieder unterstreicht, ist es gewiß nicht getan. Vielmehr würde gerade interessieren, welcher Art sie ist. Mit anderen Worten: Man sähe an mancher Stelle anstatt des schmückenden Beiworts lieber die schlichte gesellschaftswissenschaftliche Analyse, allein schon deswegen, weil dann vielleicht das Gutachten vor diesem oder jenem Irrtum bewahrt geblieben wäre. Das wie gesagt als Vorbemerkung.

Es wurde oben schon erwähnt, daß sich das VDS-Gutachten [illegible] Problem des modernen Wissenschaftsverständnisses stellt; der erste Teil ist überschrieben: „Prinzipien wissenschaftlicher Arbeit". Und der Mut, die Sicherheit, mit der hier in lapidaren Sätzen über dieses schwierigste Thema zeitgenössischer Reflexion verhandelt wird, ist bewundernswert. Zwar zwingt der Gegenstand des Memorandums zu einer solchen Courage. Doch handelt es sich um mehr als um eine Flucht nach vorn. Hier bemühte man sich um ernsthaftes Verständnis und wollte eine Diskussionsgrundlage schaffen.

Freilich kann man trotz allem den philosophierenden Reformern den Vorwurf der „terribles simplificateurs" nicht ganz ersparen. Solche Sätze wie: „Die Einheit der Wissenschaft ist nach heutigem Wissenschaftsverständnis vom Prinzip der Methode her gegeben"; oder: „Die Verpflichtung auf ein vorgegebenes Ziel wie das der ‚Wahrheit', des ‚gesellschaftlichen Wohls' oder des ‚Dienstes am Menschen' aber ist für die Reform der betrieblichen und sozialen Organisationsformen der Wissenschaft unerheblich", solche Sätze können uneingeschränkt nicht hingenommen werden. Gerade hier hätte eine Diskussion über die gegenseitige Vermittlung von „vorgegebenem Ziel" und Methode einsetzen müssen. Denn die simple Leugnung des vorgegebenen Ziels impliziert letztlich die Negation der Methode. Mit Hilfe solch einfacher Denkschemata kommt man dem Phänomen der Wissenschaft gewiß nicht näher. Freilich enthüllt die Ironie, die solchem Vorgehen immanent ist, daß die „Verpflichtung auf ein vorgegebenes Ziel" jedenfalls für jene „Reform der betrieblichen und sozialen Organisationsformen der Wissenschaft unerheblich" ist, die der VDS propagiert. Denn seine „Reform" kommt über eine Anpassung an die bestehenden Verhältnisse nirgends hinaus.

Die grundsätzlichen Erwägungen erwiesen sich im nachhinein sogar als überflüssig, erleichterten sie der Kritik nicht das Verständnis für den unterschwelligen Wissenschaftsbegriff, der hier zugrunde liegt, und der Wissenschaft unter dem Aspekt der Verwaltbarkeit ansieht. In diffizilerer Form, aber auch gefährlicher, tritt hier zutage, was schon am Bremer Universitätsgutachten kritisiert wurde. Bereits der am Anfang stehende Satz „die Einheit der Wissenschaft ist nach heutigem Wissenschaftsverständnis vom Prinzip der Methode her gegeben" verlangt von Wissenschaft nicht mehr, als daß sie funktioniere. Ihre Funktion, zumal ihre gesellschaftliche Funktion steht nicht zur Debatte. Wissenschaft wird auf eine angenehme Formel gebracht, die es gestattet, sie unter diesem und anderem Vorzeichen zu verwenden. Die propagierte Wertfreiheit der absoluten Methode entlarvt sich so als die Wertlosigkeit einer solchen Wissenschaft. Auf ihre Methode reduziert, kann sie freilich sicher sein, daß für die Werte schon gesorgt wird. Sie verfällt leicht der Manipulation durch die etablierte Macht.

Die bestehenden Machtverhältnisse zu ändern aber ist gerade — ganz abstrakt gesagt — die gesellschaftliche Funktion der Wissenschaft. Sie erfüllt ihre Aufgabe, indem sie den gesellschaftlichen Prozeß rationalisiert, durchschaubar und kritischer Veränderung zugänglich macht. Sie ermöglicht die permanente Revolution als die einzige Garantie der demokratischen Freiheit. Davor aber möchte der VDS die deutsche Wissenschaft offenbar bewahrt sehen.

Daß die Unwissenheit einer solcherart zurechtgepäppelten Wissenschaft nicht vor Strafe schützt, erleben wir ständig am eigenen Leibe. Es ist eine Not mit unserer Forschung und Lehre, daß gerade sie die Reduktion auf ihre Methode anstrebt und sich der gesellschaftlichen Verantwortung entziehen möchte. Das VDS-Gutachten wird bei diesem Licht betrachtet noch weniger zu einem Reformvorschlag. Es bietet sich dem Leser als eine gutwillige Interpretation der vorherrschenden Tendenz. Das Placet weiter Kreise dürfte ihm allein aus diesem Grunde schon sicher sein. Jedenfalls was den theoretischen Teil betrifft, wird die Kritik sich nicht allzu stark melden.

Im zweiten Teil des Memorandums geht man dann dazu über, der Öffentlichkeit eine Fülle von Verbesserungsvorschlägen zur Organisation der Universitäten zu unterbreiten. Daß diese oft ganz ausgezeichnet geeignet wären, die veralteten Organisationsformen des Forschungs- und Lehrbetriebes den Anforderungen rationeller Bürokratie anzugleichen, kann nicht geleugnet werden. So mag die Aufteilung in Abteilungen statt Fakultäten sogar sehr sinnvoll und eigentlich schon längst überfällig sein. Auch die starke Betonung der Kooperation der Wissenschaftler untereinander kommt den Bestrebungen gerade der expansiven Wissenschaften sehr entgegen.

Manches freilich ist zu naiv, zu sehr am grünen Tisch geplant, als daß man seine Realisation überhaupt erwarten könnte. So etwa die Anregung, der vom akademischen Senat zu wählende Rektor solle nach Möglichkeit nicht aus den Reihen der akademischen Lehrer kommen. Das mag zwar zu den Wunschträumen manches altgedienten Studentenfunktionärs gehören, ist aber doch reichlich unrealistisch und gibt dem ganzen Gutachten eine beinahe humorvolle Note. Daß man auch den Gedanken des „Grundstudiums" und der „Zwischenprüfung" aufgriff, war bei einer solchen Konzeption nicht anders zu erwarten und sei deswegen nur am Rande erwähnt. Überhaupt kann an diesem Ort nicht auf die einzelnen Vorschläge des Gutachtens eingegangen werden. Das wird noch hinreichend in der Presse geschehen oder ist gar schon der Fall gewesen. Etwa im Berliner „colloquium", das dafür auf jegliche Kritik verzichtete.

Liest man die in verwirrender Fülle vorgetragenen Anregungen auch nur flüchtig, so kann man dem VDS jedenfalls das eine nicht vorwerfen: daß er nicht an alles gedacht habe. Offensichtlich froh darüber, die theoretischen Anstrengungen hinter sich zu haben („rücksichtslos wurden die scharfen Werkzeuge der Wissenschaftstheorie, der Ideologiekritik, der Betriebssoziologie ... auf die ehrwürdige Universität selbst angewandt" / colloquium 11/62), froh, nun endlich wieder rücksichtsvoller vorgehen zu dürfen, stürzten sich die Universitätsreformer in den unermeßlichen Urwald bürokratischer Vorschriften. Das berechtigte Ungenügen an der alten Institution der Universität ließ sie ihr Heil in der erschöpfenden Organisation suchen. Hier tritt der naive Glaube zutage, daß mit der Komplizierung des Produktionsprozesses der Imponderabilien weniger würden. Doch wäre gerade eine solche totale Organisation für den Fortgang der Wissenschaft tödlich, die Maschinerie zu schwerfällig, um Forschung und Lehre zu garantieren. Während man auf der einen Seite durch die Entflechtung der Fakultäten Boden gewinnt vergibt man ihn auf der anderen um ein vielfaches.

Ihr Kinderlein kommet

Zum Marsch auf die Kollegienhäuser

Am letzten Tag des vergangenen Semesters ist der Wissenschaftsrat mit Vorschlägen, die er schon im voraus nicht mehr als „Empfehlungen", sondern nur noch als „Anregungen" verstanden wissen wollte, an die Rampe getreten. Nahezu einstimmige Ablehnung erregte alsbald die „Anregung", alle Studenten der ersten drei Semester obligatorisch in sogenannte „Kollegienhäuser" einzuquartieren, „um sie in die akademische Gemeinschaft hineinwachsen zu lassen."

Dieser Vorschlag des Wissenschaftsrates ist symptomatisch für das Dilemma, in das sich die deutsche Universität hineinlavriert hat. Auf der einen Seite nämlich verbietet ihr Selbstverständnis, den Begriff der „Bildung" aus ihrem Tun zu eliminieren, andererseits aber läßt der bereits chronisch gewordene Massenbetrieb nur wenig Spielraum, Forschung und Lehre so zu gestalten, daß sie einen „Bildungswert", wie es der Wissenschaftsrat ausdrückt, für die Studenten ausmachen.

„Auch unter den heutigen Umständen (muß) der Versuch gemacht werden," daran scheint der Wissenschaftsrat festzuhalten, „fachliche Ausbildung und menschliche Bindung zu vereinen ... Die Hochschule kann sich nicht auf Wissensübermittlung beschränken." Und er beklagt: „Der Massenbetrieb unserer Hochschulen erschwert es dem Studenten, sich als Glied einer geistigen Gemeinschaft zu verstehen. Er wird nur allzu leicht in die Rolle eines passiven Konsumenten von Ausbildungs- und Examenswissen gedrängt." Und leidenschaftlich an anderer Stelle: „(Die Universität) muß darauf bestehen, den Studenten bis vor die noch offenen Horizonte der Forschung zu führen und ihn zu lehren, scharf und unvoreingenommen zu beobachten und Maßstäbe zur selbständigen Bewältigung auch neuer und ungewohnter Situationen zu entwickeln — mit einem Wort: ihn denken zu lehren." Man kann nur zustimmen.

Die Frage ist aber: Was muß geschehen, um dieses Ziel zu erreichen? Und hier setzt der Wissenschaftsrat zu einem gewaltsamen Sprung an, für den er auch die Begründung beizubringen unterläßt. Wird im ersten Teil des Gutachtens der Ausbau der bestehenden, die Gründung neuer Hochschulen, die Einrichtung weiterer Lehrstühle und eine Vermehrung der Planstellen für den Mittelbau und die wissenschaftlichen Hilfskräfte gefordert, so heißt es jetzt resignativ, alle diese Maßnahmen vermöchten „nicht über die Hörsäle, Seminare oder Laboratorien" hinauszuwirken. Eine „akademische Lebensgemeinschaft" sei notwendig, um die Universität wieder zu sich selbst finden zu lassen. Solche totale Inanspruchnahme findet es anrüchig, daß der Student „anonym bleiben und sein ‚privates' Leben außerhalb der Universität führen" will.

Resultat ist folgerichtig die Forderung, nunmehr die Wohnung des Studenten unter die mottengeschädigten Fittiche der alma mater zu nehmen. In den Kollegienhäusern sollen dann Kollegienleiter, Protektoren und Tutoren dafür Sorge tragen, daß die Erstsemester sich der „akademischen Gemeinschaft" — wohlgemerkt: einer Lebens- und nicht Arbeitsgemeinschaft — einpassen.

Es ist bezeichnend, daß der Wissenschaftsrat mit seinem Vorschlag, dessen Verwirklichung das Ende studentischer Freiheit bedeuten würde, gar nicht so revolutionär gedacht hat. Man konnte derartige Tendenzen schon lange in den Beratungen der Wohnheimkommission der Westdeutschen Rektorenkonferenz verfolgen. Denn auch dort herrscht die Auffassung, „studentische Wohnheime ohne Zuordnung zur akademischen Aufgabe der Hohen Schulen (könnten) deren Entwicklung gefährden." Auch hier wird die Institutionalisierung eines hierarchischen Betreuersystems in einer Art Torschlußpanik gefordert. Neuerdings will die Rektorenkonferenz den Rektoren sogar die Entscheidung über die Förderungswürdigkeit von Wohnheimprojekten überantwortet sehen; auch an dieser Stelle wird von „universitären Aufgaben" in den Wohnheimen gesprochen.

Man wird sich um die Feststellung nicht herumdrücken können, daß der von Wissenschaftsrat und Westdeutscher Rekorenkonferenz „angeregte" Eingriff in die Freiheit studentischen Wohnens sich nur mit einer Anmaßung erklären läßt, die der Universität auf keinen Fall nachgesehen werden kann. Ganz abgesehen davon, daß solche Zukunftsvisionen sich nicht mit dem Grundrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit vereinbaren lassen, fehlt der deutschen Universität ein Leitbild, an dem sie außerwissenschaftliche Erziehung, eine „Persönlichkeitsbildung", orientieren könnte. Der Begriff des „Akademischen" ist zu vielschichtig, als daß er dazu taugen würde. Aber nur von daher wäre „akademische Lebensgemeinschaft" überhaupt begründbar. Kollegienhäuser nur zur Intensivierung des Studiums sind nicht nötig; dazu genügen auch Arbeitsgruppen in den Instituten.

Die deutsche Universität muß den Studenten als eigenverantwortlichen Menschen respektieren und gerade dieses Verantwortungsbewußtsein durch die selbständige Beteiligung des Studenten an Forschung und Lehre fördern. Erziehung außerhalb dieser Sphäre ist, wird sie zur Aufgabe der Universitäten erhoben, illegitim.

Die Wohnung des Studenten gehört der Privatsphäre an. Hier entscheidet er allein. Wir verkennen nicht, daß ein Wohnheim manchem Studenten Möglichkeiten eröffnet, die ihm als solche sehr willkommen sein können. Aber er muß die Freiheit haben, sich zu entscheiden, auch die Freiheit des Verzichts, und Umfragen beweisen, daß sich eine Mehrheit unter den Studenten dieses Recht auch nicht abhandeln lassen wird.

Die Hochschulreform ausgerechnet bei den Wohnungen der Studenten anzusetzen, heißt am wahren Sachverhalt vorbeigehen und läuft auf eine Bankerotterklärung aller Bestrebungen, die Hochschule selbst zu reformieren hinaus, auf eine Kapitulation vor den Verhältnissen. Wissenschaftsrat heißt, Hochschulreform dort betreiben zu wollen, wo sie legitim nicht mehr betrieben werden darf.

Herbert Wolf

buchkritik

Briefe aus dem bürgerlichen Jahrhundert

Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen, ausgewählt und eingeleitet von Walter Benjamin. Mit einem Nachwort von Th. W. Adorno. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1962. 8,80 DM.

Zu einer Zeit, als über Deutschland die Nacht der finstersten Reaktion hereingebrochen war und die faschistisch gleichgeschaltete deutsche Kultur sich auf ihre barbarische Revokation alles dessen, was an ihr einmal mit Recht als groß gegolten hatte, auch noch etwas zugute hielt, mußte der Versuch Walter Benjamins, die Verblendeten in einer kommentierten Sammlung von Briefen an die ganz anderen Möglichkeiten des deutschen Geistes zu erinnern, notwendig fehlgehen. Die politische Intention des merkwürdigen Buches hat jedoch inzwischen ihre Aktualität nicht eingebüßt. Die intellektfeindlichen Verleumder der Aufklärung haben auch nach der Hitlerdiktatur weithin das Feld behauptet. Noch immer gilt aufgeklärtes Denken als untief und platt, Obskurantismus als wesenhaft deutsch.

Die von Benjamin zusammengestellten Briefe entstammen der Epoche von 1783 bis 1883. Es sind Dokumente bürgerlicher Menschen – bürgerlich im geschichtsphilosophisch substantiellen Sinne des Wortes. Nicht zufällig steht dem Ganzen das Motto voran: Von Ehre ohne Ruhm. Von Größe ohne Glanz. Von Würde ohne Sold. In einem Zeitraum, in dem „das Bürgertum sein geprägtes und gewichtiges Wort in die Wagschale der Geschichte zu legen hatte", waren Ehre, Größe und Würde einfach da; sie wurden nicht ideologisch in die Welt posaunt, wie später in den Gründerjahren, im aufgedunsenen Wilhelminismus und vollends im Dritten Reich, das bei aller Schimpferei seiner Wortführer aufs platte 19. Jahrhundert gerade dessen schlechtesten Stücke übernahm.

Mit Ausnahme von Lichtenberg, Hölderlin und Goethe, auch einiger Romantiker, zählen die Briefschreiber nicht zu dem, was heute literarische Prominenz genannt wird. Aber gerade die Sprache ihrer Texte verrät, wie sehr die Gedanken der Aufklärung in breiteren Schichten zur zweiten Natur geworden waren, zur humanen, vernünftigen Haltung, gleichweit entfernt von Duckmäuserei und hohler Deklaration. Freilich spiegelt sich in ihnen in manchem Betracht auch die „deutsche Misere", die Enge des Lebensbezirks, die schmale ökonomische Basis. Das Verhältnis zum Ökonomischen ist jedoch weitgehend unideologisch: als durchschautes und einbekanntes vermag das ökonomische Interesse den menschlichen Beziehungen nichts anzuhaben; es wird entgiftet.

Die Auswahl und überaus behutsame Kommentierung der Briefe lassen, wie Adornos Nachwort hervorhebt, unendlich viel durchscheinen von Benjamins Philosophie als einer geistigen Existenzform. Und nicht zuletzt: hier spricht einer, der Deutschland liebt. Aber, wie Tucholsky gesagt hat, das Deutschland ohne Anführungszeichen.

Alfred Schmidt

Katalog absurden Theaters

Martin Esslin: The Theatre of the Absurd. New York: Anchor Books 1961.

Die Schwierigkeit einer differenzierten Aussage über das Absurde und einer Stellungnahme zum absurden Theater im besonderen wird bei der Lektüre von Esslins Buch deutlich. Esslin versucht, der Schwierigkeit zu entgehen, die darin besteht, daß die Sprache und die Kategorien des logischen Denkens von den Vertretern dieser dramatischen Richtung als unzureichend, ja hinderlich für ein Erfassen der Wirklichkeit bezeichnet werden, indem er zunächst nur beschreibt, was das absurde Theater dem Zuschauer bietet. In den vier ersten Kapiteln seines Buches behandelt er ausführlich die Werke Becketts, Adamovs, Ionescos und Genets, wobei er sich nicht nur auf eine genaue Kenntnis der Schauspiele stützt, sondern auch die persönliche Bekanntschaft mit den Autoren wie ihren Theaterleitern, die Aufführungen und nicht zuletzt die literarischen Kritiken auszuwerten weiß. Aber schon hier wird es klar, daß Esslin nicht bei der rein deskriptiven Methode bleibt (bleiben kann?), sondern bei dem Versuch, gewisse „patterns" in Denken und Intention des jeweiligen Autors herauszuarbeiten, an die Werke interpretatorische Kategorien heranträgt: daß er erklären will, wo es nach seinen Worten nur ein Erfassen gibt.

Von diesen als Hauptvertreter des absurden Theaters genannten Dramatikern zieht Esslin im fünften Kapitel in umfassender Literaturkenntnis Parallelen zu anderen europäischen Schriftstellern, die in unterschiedlichem Maße einen Beitrag leisten zum absurden Theater oder in ihrem Schaffen von diesem beeinflußt sind. Neben Engländern (insbes. Harold Pinter) und deutschsprachigen Autoren (Frisch, Hildesheimer, Grass) sind es vor allem Angehörige des romanischen Sprachraums, die diese moderne Form des Theaters unterstützen.

Daß diese Form des Theaters jedoch nicht so modern ist, wie sie erscheint, ihre ersten Belege vielmehr in den Anfängen der Schauspielkunst zu finden sind, weist Esslin nach, indem er die Herkunft des Absurden im Theater aufzeigt. Wenn nämlich die von ihm genannten vier Elemente des absurden Theaters getrennt für sich betrachtet werden, sind sie in der gesamten Schauspielgeschichte vom antiken „Mimus" über Shakespeare bis zum Stummfilm hin wiederzufinden.

Die Aporie der Untersuchung leuchtet auf in dem letzten, methodisch völlig andersartigen Kapitel des Buches, in dem Esslin die Bedeutung des Absurden in Worte fassen will. Er ordnet Gegenstand und Ziel des absurden Theaters Kategorien unseres Denkens und Verstehens zu, die nach seinen Voraussetzungen nicht relevant sind, zumal er gleichzeitig das intuitive Aufnehmen und die bloße Konfrontation mit der Realität im „poetisch" verdichteten Bild als das diesem Theater gemäße Angesprochensein seitens des Zuschauers nennt. Er geht sogar so weit, Normen der Beurteilung aufzustellen, die weder vorhanden und schon gar nicht nachprüfbar sein dürften in einem konsequenten Weltbild absoluter Disharmonie.

Siegfried Schmidt

Deftig Montenegrinisch

Miodrag Bulatovic: Wolf und Glocke. (Roman) München 1962.

Der moderne Roman: die gewaltigen Haufen der Essays, Untersuchungen, Kommentare und Schlagwörter sind kaum noch zu übersehen. Und beinahe jeder Romanrezensent muß heute zur Rechtfertigung seiner Tätigkeit zumindest auf eine seit Jahrzehnten festgestellte Krise des Romans hinweisen, denn parallel zum Zerfall der traditionellen Kategorien der Ästhetik erwacht das Bewußtsein der Auflösung aller bisherigen literaturkritischen Methodik. Das Verhältnis des Romans zur konstituierten Realität gestattete im 19. Jahrhundert weitgehend den stillen, feinen Consensus der literarisch Gebildeten, der auch dem mittelmäßigen Kritiker erlaubte, Romane in immanenter Kritik aufzuknacken; die Kriterien ließen sich während der Exposition noch modifizieren. Die bornierte Form dieser Kritik tritt heute in den Bücherspalten der Provinzpresse auf, wo anspruchsvolle Feuilletonisten vom Dienst Inkonsequenzen in Unterhaltungsromanen entdecken.

Auf der Suche nach neuen Kriterien außerhalb lustiger Begriffsschablonen wie Seinsaussage etc., die nur – gleich ihren konträren Ergänzungen – ein ideologisches Interesse manifestieren, muß der Kritiker in die Dimensionen der Sprache selbst eintreten: Dichtung als grelles Selbstbewußtsein der Sprache trägt in sich das Organ, dem sich die neuen Realitäten erschließen; erst, wo alle partikularen Interessen aufgehoben sind, in der totalen Sprachlichkeit der begrifflich nicht mehr erfahrbaren Wirklichkeit gewinnt der Roman die Funktion einer Erkenntnis. Diese Funktionalität, die ihm a priori als Gattung anhängt, ist nur schwer völlig zu integrieren, wie es Kafka gelang – bei Broch schlägt sie bisweilen, nicht immer zum besten, in begriffliche Reflexion um.

Bei Bulatovic tritt eine solche Erkenntnisfunktion offen, fast bramarbasierend, in unreflektierter Gutmütigkeit auf, so daß er öfter, besonders im Epilog, zum bekennerhaften Prophetentum abgleitet trotz der – hoffentlich ironischen – Brechung, mit der er in wenigen Randsätzen und durch Wechsel der Perspektiven den souveränen Habitus des allwissenden Fabulierers zu verschleiern sucht. Hier liegt zwar ein bißchen Verfremdung in der Luft, aber dieser Effekt wird durch romantische Symbolschwängerungen seltenen Ausmaßes im gesamten Text erstickt. Bulatovic hat noch etwas auszusagen, und die Modalität deutet auf Menschheitsprobleme großen Stils. Eine schale Arroganz, die heute jeder Faszination des Schöpferischen entbehrt, haftet an Versuchen, ein hurtiges Konglomerat als Welt auszugeben und ein paar verzweifelte Figuren durch archetypische Situationen zu schicken – zumal sie auch keine Überraschungseffekte zeitigen, alles ist zu simpel und deftig montenegrinisch: Fremdling, Greisin, Knabe, Böcklein, Priester, Hure, Gefangener – und dabei die Verzweiflung über die Unmoralität der Menschheit und überhaupt auszukosten, als ob es noch ein Subjekt gäbe, das sich Subjektivismus mit Pathos sprachlich gestatten könne.

Auch die Winke der Symbole sind ein bißchen zu deutlich; die Suggestion der Sinndeutung führt immer wieder ins Vereinzelte. Die Funktion einer Symbolik darf aber nicht zur Dechiffrierung verführen, denn die Auflösung dechiffriert zugleich die Symbolik zur isolierten Willkürsetzung einer mathematischen Gleichung um der Mystifikation willen.

Die sprachlichen Eruptionen in gewaltigen Kaskaden kurzer Sätze, die hyperbolische Metaphorik, die wohl Bulatovics norddeutsches Rundfunkrenommee als Visionär begründeten, muten spätestens nach dem Expressionismus antiquiert an; ihre Hinweise auf poetische Vitalität beschwören allzu leichtsinnig die Gefahr des Nobelpreises herauf.

Klaus Habermeier

Fortsetzung von Seite 7

angeblich „unpolitisch", in Wahrheit aber immer obrigkeitsfreundlich, behördenfromm und opportunistisch mit der Staatsmacht zu paktieren gewohnt war. Nicht nur die „politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes" in Deutschland[2]), sondern auch der Mangel an Selbstvertrauen, an couragierten Haltungen, das so entmutigende Zwielicht über den Charakteren in jener Zeit hat hierin eine entscheidende Ursache. Jeder Intellektuelle kennt die gelegentlichen Versuchungen zur Scharlatanerie, in jedem lebt der geheime Wunsch, dem Teufel die Messen zu lesen und „die Welt des Geistes, mit einer intellektuellen Geste auf den Kopf zu stellen ... die Vorzeichen ihres ganzen Beziehungssystems zu vertauschen, so wie der Spaßmacher des Nachts vor den Hotelzimmertüren alle Schuhe vertauscht"[3]). Aber wenn die Scharlatane und „Spaßmacher" plötzlich in Massen und ohne die Gesten ironischer Selbstdistanzierung, sondern mit dunkler Weisheitsgebärde auftreten, als hielten sie ständig leidvolle Zwiesprache mit dem Engel, so deutet alles auf eine jener Bewußtseinskrisen, die den politisch-moralischen Katastrophen vorauszugehen pflegen. Der expressionistische Dichter und spätere Präsident der Reichsschrifttumskammer, Hanns Johst, traf den Nerv dieser Krise, als er einen seiner Dramenhelden sagen ließ, er entsichere den Browning, sobald er das Wort ‚Kultur' höre; denn im Grunde hörten sie alle es. Daß diese Kultur doch zugleich einschloß, worauf ihr Dasein als Künstler, Schriftsteller, Intellektuelle beruhte, ging ihnen in all ihrer verspielten Untergangsgestimmtheit nicht ein und viele bejubelten den Sieg des Nationalsozialismus gerade auch wegen der barbarischen und chaotischen Möglichkeiten, die er – zum Schrecken freilich nur für die „feige und satte Bürgerlichkeit", wie sie meinten – mit heraufführte.

Zu spät erkannten sie, daß der Schrecken gegen sie alle gerichtet war. Manche zahlten furchtbar dafür, anderen dagegen war das Geschick gewogen. Niemand forderte von ihnen die Konsequenzen dessen ein, was sie so wortreich beschworen hatten. Sie verstummten nur, kauerten sich zusammen und blieben unangetastet, während sie mit heimlicher Erbitterung die Herrschaft des Pöbels, die Barbarisierung des öffentlichen Lebens, den Weg in Krieg und Chaos registrierten – und allemal fanden, daß dies nicht der Pöbel, die Barbarei, das Chaos waren, die sie einst über die Zivilisation herabgerufen hatten. Nicht zu Unrecht hielt Hitler ihnen entgegen:

Heute krähen die literarischen Weiber der Welt ‚Verrat am Geist' über mich. Und eben noch haben sie selbst über den Verrat des Geistes am Leben in Worten geschwelgt. Solange es eine literarische Köstlichkeit war, haben sie sich damit wichtig gemacht. Jetzt, da wir Ernst machen, markieren sie die dumme Kinderaugen.

Es steht zu vermuten, daß etwas von diesem Erstaunen auch in den Augen Edgar Jungs stand, als Ende Juni 1934 die Häscher der SS bei ihm eindrangen. Wenige Monate zuvor hatte er noch denen, die „in den Vorstellungen des Rechtsstaates" befangen sind und „sich bei mancher Gewalttat nicht beruhigen" können, versichert, „daß die Gewalt ein Element des Lebens" sei und „ein Volk, das zu keiner Gewaltäußerung mehr fähig ist, ... im Verdachte biologischen Niedergangs" stehe.

Die Geschichte der Entmachtung des Geistes in einem Lande ist stets die Geschichte seiner Selbstentmachtung, und wenn sein Widerstand, das „savoir résister", gefordert wird, so bezieht sich das vorab auf die Versuchung, Hand an sich selbst zu legen. Thomas Mann fragte 1930, ob es denn überhaupt möglich sei, in einem alten, reifen, vielerfahrenen Kulturvolk, das geistige und seelische Abenteuer hinter sich hat wie das deutsche, den Ungeist, die Primitivität, die vollkommene nationale Simplizität durchzusetzen. Drei Jahre später war deutlich wie nie zuvor, daß die Grenze des dem Menschen Zumutbaren unter einem totalitären Regime im Unendlichen verläuft. „Der Acheron hat den Olymp überflutet", jubelte Gottfried Benn.

Es gab Ausnahmen. Der Bildhauer Ernst Barlach, der Dichter Erich Kästner oder der Maler Karl Schmidt-Rottluff, die sich – von kleinlichen Kulturfunktionären schikaniert – der „langsamen Erdrosselung" preisgegeben sahen, wie Barlach schrieb; oder die Physiker Otto Hahn und Werner Heisenberg. Und wenn dem Regime statt der erwarteten kulturellen Erfolge nur Verarmung und Verödung beschieden waren, so blieb es auch technisch und militär-wissenschaftlich infolge der Vertreibung der intellektuellen Elite so sehr hinter der Welt zurück, daß sich daran schließlich sein Schicksal entschied. Die Geistfeindschaft, die es groß gemacht hatte, geriet ihm folglich zum Verderben.

Für die Generationen der Nachgeborenen mag darin eine Genugtuung liegen, dem Zeitgenossen half es wenig. Der unglückliche Oskar Loerke faßte das Martyrium seiner Erfahrungen im Dritten Reich; den Schmerz über die unwürdigen Situationen, in die er ständig geriet, die Erbitterung über den Opportunismus der Freunde, die Verzweiflung über die prahlerische Gemeinheit der Machthaber in den Worten zusammen: „Einen Ekel gibt es in der Welt, der reicht über den Tod und dauert die Ewigkeit".

1) Ludwig Klages, Der Mensch und das Leben, 1937.
2) Helmut Plessner, Die verspätete Nation, 1959.
3) Peter de Mendelssohn, Der Geist in der Despotie.

Neu

der
Pfeifen Tabak
internationaler Klasse

DM 2.-
DM 3.-

Schaubühne am Halleschen Ufer

Zeitgenössisches Theater

1 Berlin 61, Hallesches Ufer, am U-Bahnhof Möckernbrücke

Ab 26. November 1962, täglich 20 Uhr

„Der Rebell, der keiner war"

von Sean O'Casey

Inszenierung: Joachim Fontheim (Bühnen der Stadt Essen)

Kartenvorverkauf täglich von 10 bis 19 Uhr · Telefon 18 17 66

Studentengutscheine werden entgegengenommen

DISKUS in Frankfurt

1962 · Dez. · 12. Jahrgang

Natürlich - DER SPIEGEL & Preßfreiheit

Vorausgegangen:
Staatsgeheimnisse und Verrat, der Begriff ist relativ, „der amtliche GEHEIM-vermerk entscheidet an sich die Frage des Geheimnisses noch nicht", **§§ 99 ff StGB,** der kleine jesuitische Dienstweg, amtsmißbräuchlicher Kurzschluß, Dienstweg: schnell, höchste Geheimniskrämerei, TOP SECRET, es stören Pressefreiheit, Artikel V GG, Onkel Alois, FIBAG, Conrad Ahlers, Claus Jacobi, Hans Detlev Becker, Hans Schmelz, Rudolf Augstein, SPIEGEL, Blitzaktion, NACHT & NEBEL, Minister, Bundesanwälte, Polizeipräsidenten, Ministerialdirigenten, -referenten, -sekretäre, AMTSHILFE, Versiegelung, offene Ohren den Telefonen und wache Augen den geöffneten Briefen — SCHÜTZENHILFE FÜR FREEDOM & DEMOCRAZY, FJS, FJS, FJS §§ 331 StGB
Accessoires:
Ein Sitzstreik für die, die ihre Pressefreiheit absitzen. 120 Teilnehmer — Hauptwache, Opernplatz, Hauptbahnhof, Zuschauer. Exeunt. Wissen & schweigen? Wer weiß überhaupt noch, wie alt wer ist, und vor allem — WARUM kann das sein? DIESE UNIVERSITÄT DARF SICH MIT RECHT SCHÄMEN (nach: **SIRIUS).** Und natürlich: offene Briefe, Erklärungen, Annotationen, Pamphlete, Aufrufe, Gegendarstellungen, Korrekturen, WIRWISSENSBESSER, du hast nichts gesehen in der Bundesrepublik, Galimathias mit 30 PS und Twen-Appeal. — Die politischen Studentengruppen gedachten, ein Podiumsgespräch zu organisieren: „Die politischen Studentengruppen LDS, SHB, SDS wollten am Dienstag, den 6. des Monats (— novembris, 1962 A. D. —), in der UNIVERSITÄT eine Podiums-Diskussion zur Polizeiaktion gegen den SPIEGEL d u r c h f ü h r e n." Gedachten sie also durchzuführen, mit dem sprachlichen Gestus derjenigen, gegen die zu protestieren man sich anschickte. Wo durchgeführt werden soll, sind die Opfer tot, bevor man sie exekutiert hat, gestorben an der deutschen Sprache im November 1962, RIP. Magnifizenz hatte gute Gründe, die Durchführung nicht zur Durchführung gelangen zu lassen, meinen Gnädigste nicht auch? Hamburg, drei Tage zuvor: Tumulte, Zusammenbrüche, Ohnmachtsanfälle, etcetc. Zumindest VORSICHT VOR DEM HUNDE war geboten. **Pressemeldungen** und RUNDSCHAU AUS DEM HESSENLAND kolportierten, Magnifizenz habe die Veranstaltung untersagt, zuerst nur in dem Gebäude der Universität, dann auf dem UNIVERSITÄTSGELÄNDE in toto. Also aus wars, bevors begonnen hatte.
Mittlerweilen waren die guten Menschen von links bis rechts wirklich nicht untätig gewesen, der AStA enthüllte und stellte richtig, da, wo nichts falsch gestellt worden war, sprach von „akademischer Sprachregelung" — seit wann wird die akademische Sprache geregelt? — vom UMFALLEN des Rektors, das nicht stattfinden könne, man hatte sich doch längst abgefunden und weitergesucht. DIE SCHULD DER VERANSTALTER allein sei es, wenn die Diskussion nicht auf Hochschulgelände sein könne, Magnifizenz Artelt trüge keine Schuld, meinte Herr WOLF und hat doch sicher recht damit; deswegen erklärte er sich dann auch schnell solidarisch mit der Podiumsdiskussion in SACHEN SPIEGEL, machte diese trübe Staatsaffäre zu einer klaren Aktennotiz. Friedeeintrachtfreundlichkeit und HEISSASINDWIRALLEDA.
Hinzugekommen war in der Zwischenzeit, SICHREGENBRINGTSEGEN, ein Privatflugblatt eines ehrenwerten Individualisten, provoziert von den hektographierten BOCKSPRÜNGEN des RCDS, der seine Eleven auf der Almende der deutschen Sprache hatte ausreiten lassen, **zu suchen** die Wahrheit über-AUGSTEIN & KONSORTEN, **zu finden** die unaussprechlichen Köstlichkeiten einer eigenen Meinung, die in der Differenz der Möglichkeiten und der Tatsachen bestehen sollte. Gottes eigene Hinterwäldler hatten auf der grünen Wiese zu lange nasses Gras der ‚Grundsätzlichkeit' und ‚Ordnung' in sich aufgenommen; Blähbäuche gibts davon und deren Folgen hatte man dann gedruckt.
WIR BILLIGEN KEINESWEGS UNEINGESCHRÄNKT ALLE GEGEN DEN SPIEGEL UND SEINE REDAKTEURE GERICHTETEN MASSNAHMEN, schrieben die Herren Kinzel und Pfleger, meinten aber, daß sie nicht wissen, wie die Fallstricke der deutschen Grammatik zu umgehen seien. Hier münden diese ein in den Fangstoß, den sich der politische Impetus erteilt, wo die Grundlagen des einfachen Nachdenkens über den Stil fehlen. Wer **keineswegsuneingeschränktalle** Maßnahmen billigt, hat nichts gegen sie einzuwenden, weiß nicht, was er will, weil er nie will, was er nicht darf.
Die Hauptsache:
Dienstag — 6. November 1962 — Nachdem durch Lautsprecherwagen à la Castro an der Hauptwache und in den Straßen der Innenstadt auf das EREIGNIS am Abend hingewiesen worden war, kamen sie. Studenten, natürlich in erster Linie, Schüler, Erwachsene von der Peripherie des Forum Academicums, Presse, Interessierte. Um 19 Uhr bereits füllte sich der Große Saal des Gewerkschaftshauses, ein Anonymus verteilte die FRANKFURTER RUNDSCHAU vom Vortage, Plätze wurden belegt, die es taten, waren gut beraten. Eine halbe Stunde später war der Saal völlig besetzt, als gäbe es Freibier aus dem JUSTITIA-BRUNNEN. Ein Nebengelaß wurde geöffnet, Lautsprecher installiert, hektisches Hereinströmen, die Saalordner, mit der ROTEN BINDE der Observanz versehen, hielten auf Frieden und Ordnung. Nicht zu verhindern, daß auf den Tischen im Hintergrund und auf dem Boden die TEILNEHMER Platz suchen mußten. Sicher waren es über tausend, die gekommen waren, um zu erfahren, was denn die Meinung sei von FLACH, GILLESSEN, SACKENHEIM, SCHMIDT-LEICHNER, PLESS und PROFESSOR GURRLAND, der sich bereiterklärt hatte, das diffizile Amt des Diskussionsleiters zu übernehmen, nach dem Motto ALLENWOHL-UNDNIEMANDWEH.
c.t. begrüßte Peter SCHAFMEISTER die Herren des Podiums und das Auditorium, Professor GURRLAND sprach über das Vorhaben des Abends — zu klären was geschehen sei, soweit das möglich, Details zu Gehör zu bringen, Meinungen und Ansichten zu erläutern. Dr. Schmidt-Leichner, der renommierte Staranwalt, der zu den strafrechtlichen und — prozessualen Erstaunlichkeiten sprach, beteuerte, daß momentan zumindest überhaupt noch niemand den Vorwurf des LANDESVERRATS zu analysieren vermöchte — „wir denken an Spione und DUNKELMÄNNER" —, daß juristisch der Begriff nicht eindeutig formuliert sei und man eben sehen müsse. Als Anwalt des SPIEGEL wußte er von Erlebnissen mit der Bundesanwaltschaft zu berichten, die erst dann begreiflich erscheinen, wenn man bedenkt, daß die Verhafteten nach Meinung unseres KANZLERS ohnehin schuldiger sind, als sie nach der Voruntersuchung überhaupt sein können — **„Abgrund von Landesverrat".** Es erstaunte, die Genealogie der einschlägigen Strafgesetzbuchbestimmungen zu vernehmen, wie man sie benutzte, um unliebsame KRITIKER zu eliminieren, quasi als müsse der VOLKSKÖRPER SIE AUSSCHEIDEN. **Carl von Ossietzky wurde in Buchenwald ermordet.**
Der peinliche Eindruck, daß, wer die Macht habe, auch bestimme, was LANDESVERRAT sei. Ohnehin, in anderen Ländern werden strategische Details öffentlich erörtert; daß der SPIEGEL immer ein GRAN weniger wisse, als der BÖSEFEIND. Ob denn nicht die Bevölkerung informiert werden müsse, daß man gedenkt, sie mit besseren KINDERSPIELZEUG zu verteidigen, der Einwand, für was OHDEARMYDEAR 17 000 000 000 DM, wenns doch alles nichts taugt. Herr Flach und Herr Gillessen nahmen STELLUNG zur Aufgabe des Journalisten, dessen Interessenkollisionen beim Abwägen von WAHRHEITSPFLICHT & ANGST vorm GEFÄNGNIS.
Besonders Eifrige gedachten Herrn Gillessen ein Bein zu stellen und sind schön gestolpert darüber, ganz so, als könne mans mit der FAZ eh schon machen. Sie wurden eines Besseren belehrt, besonders von der Diskussionsleitung. Die Halsabschneidermethoden und Haltet-den-Dieb-Parolen sollten bei Prof. GURRLAND nicht verfangen. Für ihn hatte der Satz Voltaires, der eine bessere Stütze der Demokratie ist als die Verfassung, die man brechen und ändern kann, Geltung, die er sich mit nötiger Schärfe verschaffte: „Ich verachte zwar vieles von dem, was du sagst, aber ich werde mit allen Mitteln dafür kämpfen, daß du es sagen darfst". Auch die GLOBKEBLOBKE-GLOBKE-Schreier, die ihre Dogmen, die anderweitig richtig und gut gelten, auch in dieser Diskussion feilbieten wollten, als mache ein Globke-raus die FRISCHE LUFT AUCH in der BRD, als könne über **den** Leisten alles geschlagen werden und sei erledigt und abgetan, hatten ihr Cannae, geschah ihnen ganz recht, wer stur ist, solls auch bleiben.
Das Plakat, das immer dann wie ein Stander in den Raum gehoben wurde, wenn in einer Frage oder Antwort anklang, wer denn nun, **verdammtnochmal,** dahinterstecke, erntete Heiterkeit, da jeder sich klar war darüber, daß es schon seine Bewandtnis damit habe, und sicher seine RICHTIGKEIT. — Es zeigte FRANZ JOSEF STRAUSS (den I. und, GOTTGEBE, letzten) als Macky Messer. Wer damals zweifelte, weiß heute mehr, dacht' ich mir doch gleich — DER WAR ES WIEDER!
Plötzlich meinte einer, der ausgezogen war, das Gruseln zu lernen, es erinnere ihn hier bei dieser dauernden Beschimpfung der STAATSERHALTENDEN KRÄFTE so manches an Diskussionen im DEUTSCHLANDSENDER, vermochte nicht so recht Fuß zu fassen, glaubte aber, mit seiner Stellungnahme warten zu müssen, bis sichs geklärt habe, konnte auch am MIKROFON nicht erläutern was er wolle, wieesihmbeliebt zu sprechen hatte man ihm, wenngleich wieder erst auf scharfe Ermahnung des Diskussionsleiters hin, gestattet. SCHAFMEISTER gab dann noch ex kathedra einige Ankündigungen, man werde sammeln für die Unkosten und zur Aufklärung der geheimnisvollen UMSTÄNDE DER AKTION NACHT & NEBEL, eine Unterschriftensammlung werde initiert werden, um eine Petition an den Bundestag zu reichen. Das FILMSTUDIO machte Aufnahmen für die Semesterschau und befragte Teilnehmer, was und warum und wies denn weitergehen solle und überhaupt . . .
So also wurde in FRANKFURT die PRESSEFREIHEIT inspiziert, mit einigem Erfolg, 1500 Unterschriften bei 10 000 Studenten.

Daniel Dachs

Sirius annonciert für die nachfolgende Copie Diskus 1/63 eine soziologisch artige Reportage »Die Toilettenschreiber« nebst Illustrationen von Künstlerhand und erlaubt sich darauf hinzuweisen, daß eine Statistik beigegeben.

Der General-Anzeiger regiert

Darf ein Beamter etwas sagen? Darf ein öffentlicher Angestellter nach Feierabend eine Meinung haben? Die „Frankfurter Neue Presse" gibt uns die Antwort: Nein.
Und sie kümmert sich darum, daß abgeschossen wird, wer nach Dienstschluß Eigenwillen zeigt. Freilich nicht unbedingt jeder — das wäre Gleichmacherei —, sondern nur eben der, dessen Richtung der FNP nicht paßt. Kürzlich zeigte sich das Blatt seines stolzen Untertitels „General-Anzeiger" würdig, es gelang ein Abschuß.
Das inzwischen an finanzieller Anämie und politischer Idiotie verschiedene „Kommittee Rettet die Freiheit" hatte schon vor zwei Jahren Anstoß genommen und gegeben, aber erst im Frühjahr dieses Jahres war sich der General-Anzeiger seines Muts und der rechten Beziehungen sicher. Flugs bastelte man aus einem Anlaß eine „Cause célèbre":
10 unentwegte Atomwaffengegner wollten eines Samstags nach Ostern vorm amerikanischen Generalkonsulat gegen Atom-Tests mit einer „Mahnwache" demonstrieren. Polizei kam in vierfacher Übermacht, verbot alles und schickte die Leute nach Hause. Verantwortlich für diesen Ostermarsch-Nachlauf: Ein junger Mann namens Vack; einer der neun weiteren Teilnehmer: Ein Angestellter namens Halberstadt.
Montags drauf generalisierte der Anzeiger, dieser Halberstadt sei der Verantwortliche gewesen und enthüllte außerdem: „Während der Auseinandersetzung zwischen der Polizei und den Demonstranten tauchten ostzonale Foto- und Kameraleute auf. (Wer hat die wohl gerufen?) Bis Sonntagmittag war keine Auskunft darüber zu erhalten, was der Magistrat gegen Halberstadt zu tun gedenkt, der als Geschäftsführer des Vereins der Offenen Tür städtischer Angestellter ist." (FNP 30. 4. 62)
Dieser Verein ist eine von der Stadt finanzierte Jugendpflegeorganisation, deren Existenz und inzwischen 6 Heime, deren Erfolge und Beliebtheit, wesentlich dem jugendbewegten Heiner Halberstadt zu verdanken sind. Der zitierte Artikel ließ den Verdacht der blanken Erpressung, oder vornehmer: Nötigung, aufkommen. Doch die SPD-Stadtregierung reagierte in anderer Weise empfindlich: Sie beauftragte den im Vorstand des Vereins tolerierten CDU-Stadtrat Dr. Prestel mit einer „Untersuchung". Die SPD-Mehrheit im Magistrat knickte um, wie immer bisher, wenn nur ein rechter Christ mit Fingern auf irgendein „Ostgefälle" gezeigt und das erste Steinchen geworfen hatte; selbst ein bohrender Artikel in der „Frankfurter Rundschau" traf auf taube Ohren, in dem ganz simpel „Klarheit und Wahrheit" vom Magistrat gefordert wurde, denn keinesfalls dürfe die „Mißdeutung" aufkommen, der Mann solle aus politischen Gründen entlassen werden. Lautet doch Artikel 11 der Verfassung des Landes Hessen: „Jedermann hat das Recht, seine Meinung frei und öffentlich zu äußern. Dieses Recht darf auch durch ein Dienstverhältnis nicht beschränkt werden, und niemand darf ein Nachteil widerfahren, wenn er es ausübt."
Frankfurts Oberbürgermeister Bockelmann indes sah nicht durch den Wirrwarr, in den sich der Magistrat hatte treiben lassen: „. . . bin ich nicht in der Lage, Ihnen die Gründe darzulegen, die der Vorstand des Vereins . . . veranlaßt haben festzustellen, daß Herr Halberstadt nicht mehr das Vertrauen genießt, das ein Geschäftsführer haben muß," schrieb er dem Ostermarschierer Vack.
Der Mann fiel. Drei Fragen bleiben stehen:
Wurde hier die hessische Verfassung gebrochen?
Zeichnen sich öffentliche Angestellte durch Mut oder Feigheit bei eigenen politischen Äußerungen aus?
Wird Frankfurt von einem General-Anzeiger à la von-der-Heydte regiert? Helmo Claasen

foto WAGNER

Das Fachgeschäft an der Bockenheimer Warte macht Ihnen das FILMEN und FOTOGRAFIEREN leicht.

Wir verleihen FILMKAMERAS und FOTOAPPARATE zu günstigen Bedingungen
Bitte verlangen Sie unsere Preisliste
Nur 1 Minute von der Universität

TELEFON 771657

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 2 36 33 und 2 52 46
Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften

Universitätsbuchhandlung
Blazek & Bergmann

DIE ARBEITSMARKTLAGE FÜR AKADEMIKER (1)

Seit Jahren steigen die Studentenzahlen. Kann der Arbeitsmarkt diese „Massen" von Jungakademikern überhaupt in angemessener Weise aufnehmen oder stehen wir am Ende doch unversehens wieder (wie in der Weimarer Republik) vor der Gefahr eines akademischen Proletariats? Erfahrungsberichte zeigen zwar für einige, im allgemeinen weniger stark besetzte akademische Disziplinen ungünstige Berufsaussichten auf, geben aber nicht nur für die unmittelbare Gegenwart, sondern auch für die weitere Zukunft ein durchaus optimistisches Bild der Chancen für eine überwiegende Anzahl der Berufsgruppen, auch wenn man natürlich die Konjunkturempfindlichkeit einiger Sparten in Rechnung stellen muß.
Aus dem letzten umfassenden Bericht der „Zentralstelle für Arbeitsvermittlung" über die Arbeitsmarktlage für Akademiker mit abgeschlossener Hochschulbildung und Absolventen einer Ingenieurschule geben wir im folgenden einige Auszüge wieder. Die Veröffentlichung wird in der Januar-Ausgabe fortgesetzt.

Die Zahl der Studierenden der **Wirtschaftswissenschaften** hat sich nach dem Krieg ständig erhöht (SS 1958 22 722, SS 1961 24 358).
Bei der Hochkonjunktur der Wirtschaft können zwar alle aufgenommen werden, doch wird vielfach über die Qualität geklagt, und oft würde bei den Firmen eine weniger lange „mittlere" Ausbildung genügen. Man hat sich daher bereits Gedanken um eine Reform des Studiums gemacht und auch eine eigene Kommission der Westdeutschen Rektorenkonferenz und der Länderkultusminister gebildet.
Der Bedarf der Wirtschaft und des Handels an Betriebswirten steigert sich infolge der ständig schwieriger gewordenen Aufgaben (Rationalisierung, vertiefte Kostenanalysen, Organisationsprobleme u. a.) immer mehr. Sie werden auch immer mehr von den mittleren Betrieben, Groß- und Einzelhandel, wie auch in den Geld- und Versicherungsinstituten verlangt. Die Nachfrage der Wirtschaft an Jungakademikern ist heute noch größer als das Angebot. Die Erfahrungen bestätigen dieses laufend, so daß nur auf einen Bruchteil der eingehenden Stellen geeignete Jungakademiker in Vorschlag gebracht werden können.
Jungakademiker, die vor dem Studium eine kaufmännische Lehre abgeschlossen haben, sind allgemein sehr begehrt. Nur wenige Betriebswirte sind bereit, sich nach dem Studium einer Informandentätigkeit, wie sie in manchen Betrieben das Trainee-System bietet, zu unterziehen, obwohl dies wegen Erwerb praktischer Erfahrungen notwendig ist.
Auch für Tätigkeiten bei Wirtschafts- und Steuerberatungsgesellschaften besteht bei den Jungakademikern kaum noch Interesse. In früheren Jahren waren sie sehr geneigt, mindestens für ein bis zwei Jahre bei Wirtschafts-Prüfgesellschaften praktische Erfahrungen zu sammeln, um dann in die Industrie einzutreten. Heute sind nur noch einzelne Bewerber hieran interessiert und nur dann, wenn sie die Wirtschaftsprüfer- oder Steuerberaterlaufbahn einschlagen wollen.
Allgemein bevorzugen die Bewerber Stellen in der Industrie, weniger dagegen im Handel, bei Warenhäusern, Banken oder Versicherungen, obwohl diese Wirtschaftszweige einen lebhaften Bedarf an leitenden Persönlichkeiten haben. Die jungen Diplom-Kaufleute sehen aber in diesen Unternehmen geringere Aufstiegsmöglichkeiten, so daß für diese Wirtschaftszweige kaum noch Führungsnachwuchs vorhanden ist.
Die Nachfrage nach erfahrenen **Personalleitern** steigt an. Der Grund ist darin zu suchen, daß infolge des durch die Hochkonjunktur hervorgerufenen Kräftemangels die Industrie sehr großen Wert auf eine gute Personalführung, Personalwerbung und Personalauslese legen muß. Die Heranbildung des Nachwuchses für das Personalwesen ist in den verflossenen Jahren sehr vernachlässigt worden. Auch heute noch ist bei den Jungakademikern wenig Neigung für das Personalwesen festzustellen. Auch hier liegen die Gründe in der bisher mangelhaften Aufstiegsmöglichkeit und in der als zu niedrig empfundenen Dotierung.
Exportkaufleute, insbesondere Leiter von Exportabteilungen, sind nur noch selten gefragt. Wenn auch noch kein Rückgang im Exportgeschäft zu verzeichnen ist, so zeigt es sich immer mehr, daß die Industrie in der Einstellung von leitenden Exportkaufleuten sehr zurückhaltend ist. Gesucht sind dagegen Marktforscher und Werbefachleute für den Export. Der Grund liegt wohl darin, daß die Firmen versuchen, ihren Export auf noch nicht oder noch weniger erfaßte Länder auszudehnen.

Abgang

Vor zwei Semestern, als der eben gewählte AStA-Chef Ernst Busemann noch vor seinem Amtsantritt resigniert hatte, entbrannte erneut ein heftiges Ringen um den AStA-Vorsitz. Sieger blieb der 22jährige Student der Soziologie, Psychologie und Philosophie Herbert Wolf, der alle Mitkonkurrenten aus dem Felde schlagen konnte. Wolf, damals gerade ins Parlament gewählt, war trotz seiner vorhergehenden Tätigkeit als Auslandsreferent für die überwiegenden Parlamentsmehrheit ein noch unbeschriebenes Blatt. Erste Publicity stellte sich jedoch noch rechtzeitig vor der Wahl ein, als Wolf in Vertretung des zurückgetretenen Busemann die Rede anläßlich der feierlichen Immatrikulation mit viel Anstand hinter sich brachte. Durch zielstrebige und unauffällige Arbeit konnte sich Wolf dann sehr bald eine eigene Hausmacht schaffen. Er, der ehemalige Referent, verstand es, die ihm nun untergebenen Referenten stärker an der Verantwortung zu beteiligen. Er änderte die Geschäftsordnung so, daß sie nun den Referenten ein Mitspracherecht bei der Beschlußfassung einräumt. Das stieß zunächst auf heftige Kritik der Altselbstverwalter, da die Referenten laut Satzung nach den Weisungen des Vorstandes zu arbeiten haben. In der Formulierung „Beratung" fand man einen Kompromiß, der – wohlverstanden – kennzeichnend für die Arbeitsweise des Vorsitzenden wurde. Zur besseren Unterrichtung der Studentenschaft kam ein regelmäßig erscheinendes Informationsblatt heraus. Als Ergebnis darf wohl die steigende Wahlbeteiligung gelten. Zusammen mit dem damaligen Landesvorsitzenden Hartmut Rotter gelang es weiter, ein autoritäres Studentenwerk als studentische Selbsthilfeeinrichtung gesetzlich zu verankern.

Fotos: Kolmsee

Bewährter Mitarbeiter in allen Fragen war Stellvertreter Werner Peuckert, Student der Wirtschaftswissenschaften, dem eine abgeschlossene Banklehre die Verwaltung der AStA-Finanzen erleichterte. Ihm ist es zuzuschreiben, daß das Finanzgebaren des AStA nicht der dauernden Kritik des Kassenbeirats und des Parlaments ausgesetzt war, wie wir das von seinen Vorgängern zeitweilig gewöhnt waren. Die reibungslose Durchführung von Quartier und Sommerfest verdankt man dem sympathisch unauffälligen Organisationstalent Peuckerts.
Alles in allem: in diesem AStA hatte die Studentenschaft einen sachlichen und – besonders in der letzten Hälfte der Amtszeit – auch routinierten Vertreter ihrer Interessen. Für den Aufwand an Zeit und Mühe, um den nur weiß, wer den AStA nicht nur aus der Konsumenten-Perspektive kennt, verdienen sie den Dank aller. Die Nachfolger werden's nicht leicht haben. srt

Jubiläum

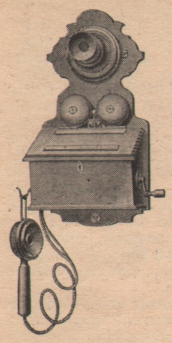
Weil Exasta Krause, Ekkehardt, statt „Gude" zunächst „Guten Tag" gesagt hatte, erschien sein Kontakt zu dem damals populärsten Studentenschaffner zunächst gefährdet, doch bald hatte „der Dicke" seinen sicheren Platz in der Straßenbahner Gunst und dem Betriebsklima entsprechend „Gude" als Gruß.
Seit Dezember 1961, also einem Jahr, „schaffen" rund achtzig „Studiker" bei der Straßenbahn. Es begann damit, daß es der Straßenbahn zeitgemäß an Personal fehlte, um in den „Spitzenzeiten" dem Ansturm der Frankfurter standzuhalten.
Der übliche Anruf beim Schnelldienst führte damals 35 Bewerber zum Rathenauplatz, von denen 25 berücksichtigt wurden. In einem Schnellkurs wurden die Neuschaffner vorbereitet und zum Stempel- und Klingeldienst zugelassen.
Gut dünkt die Art, wie die Frankfurter Straßenbahn die Studiker eingliederte; da wurden keine „Unter-der-Hand-Weisungen" gegeben, den Kollegen doch ja nichts vom studentischen Sondertarif zu sagen (DM 3,70).
In Frankfurt wurde offen gespielt. Betriebsleitung und Betriebsrat erklärten den Sondertarif damit, daß die Studenten durch ihr Studium wie in einem Beruf beschäftigt seien, und dieser Kurzdienst also als Überstunden zu bezahlen sei.
Sehr zufrieden zeigen sich die Verantwortlichen bei der Straßenbahn über die gute Zusammenarbeit der Studenten mit den Schaffnern.
Das gibt es also auch. Helmut Herles

Bayrisch

In einem unlängst – rechtzeitig zur Nachwahl der Fachschaft rer. nat. – erschienenen SDS-Mitteilungsblatt befördert mich ein gewisser Rainer Baginski ohne viele Umstände zum „eingeschriebenen SDS-Gegner", aus welchem Grunde er mir dann auch völlig folgerichtig jedwede Eignung für den „verantwortungsvollen Posten ... eines DISKUS-Herausgebers" bestreitet. Ein SDS-Gegner im DISKUS? Unerhört! Das will und darf er sich nicht bieten lassen.
Anlaß: Glosse „Die verstopfte Posaune", DISKUS Nr. 7/62. Dort wird der SDS für seine Behauptung, die Fachschaftswahl rer. nat. sei „manipuliert" worden, „Korporiertensüppchen" etc., „bei den Ohren gezogen". Erinnerung an einen ähnlichen Vorfall im Vorjahr, wo der SDS eine solche Unterstellung erst unter der Drohung eines Strafverfahrens zurückzog. Empfehlung, nicht von sich auf andere zu schließen. Beispiel: Nicht-Student Dähne wohnt bei der Stiftung Studentenhaus (vgl. Personalie).
Folgen: 1. SDS verteilt großes Flugblatt (4 Seiten). DISKUS-Autor wird als „McCarthy's Sohn" beschimpft und aufgefordert, sich ins Studium zurückzuziehen. SDS sucht Schutz bei der Obrigkeit: beschwert sich beim Rektor.
2. Abgeordnete im Studentenparlament befragen Studentenhausverwaltung, ob stimme, was über Dähne vermeldet. Stimmt. Dähne muß sich immatrikulieren.
3. Großer Volkszorn beim SDS. Kritik am SDS ein Verbrechen. DISKUS-Redakteur ein Schwein.
4. Niemals vergessen, immer daran denken. Noch zwölf Wochen später heldenhafter Racheakt. Informativ-Anleihen beim „Völkischen Beobachter": DISKUS-Autor ist „Denunzianten, infamer Verleumder, trüber Fischer, Verunglimpfer". DISKUS-Posaunist soll unterschlagen haben, daß zu wenig Plakate zur Wahl gerufen hätten. Böswillig. Hat in Wirklichkeit geschrieben: „Die Fachschaftsleute mögen gebummelt haben. Eine Rüge mag deshalb angebracht sein." Wahlgericht hat inzwischen gerügt.
5. Bei Wiederholungswahl fallen alle drei SDS-Kandidaten durch. Alles umsonst.
Fazit: Eine sachliche und die Maximen des journalistischen Anstands respektierende Auseinandersetzung zu führen, ist – wie sichs hier zeigt – der SDS nicht willens. Er sucht vielmehr seinen Kritikern die Schuhe des Passauers Kapfinger anzuziehen, oder, wenns ganz verzweifelt um ihn steht, sie als McCarthysten bzw. Faschisten abzuwerten. Was mich betrifft, so fürchte ich, wird er's da recht schwer haben. Das Geschäft des Alleinunterhalters beim Fingerhakeln im Dorfsaal will ich ihm indes nicht streitig machen. Wie sagte doch Herr Enzensberger? Das ist das letzte Mal, daß ich auf Gekläff antworte.
Alexander Gockel

Rover "junior"
reinigt rasch u. preiswert
Die vorteilhafte Reinigungsausführung für die Alltags-Kleidung
1 Kleid gereinigt
Lieferzeit: 1 Tag
2.20
2.70
Sakko gereinigt
DM 2.50
rasch - preiswert - tragfertig
Filialen Nähe der Uni: Adalbertstraße 7 / Ecke Kiesstraße · Westendstraße 75

DIE INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFTEN FÜR MODERNE KUNST
DAS KUNSTWERK
L'OEUVRE D'ART THE WORK OF ART
EINE ZEITSCHRIFT ÜBER ALLE GEBIETE DER BILDENDEN KUNST
VERNISSAGE
KUNST · KRITIK · KONTAKTE
DAS KUNSTWERK erscheint monatlich im 16. Jahrgang und bezieht jetzt auch den englisch-amerikanischen Raum in seine Berichterstattung ein durch **Bildberichte von allen wichtigen Plätzen der Welt in deutsch und englisch.** Es kostet vierteljährlich **DM 12,–** + Zustellgebühr, Einzelnummer **DM 4,20**, und kann durch die Post und durch jede Buchhandlung bezogen werden. Umfang 48–60 Seiten, Großformat 21,5 x 27 cm, davon ⅔ Bildproduktionen, 2–4 Farbtafeln. Probeheft DM 3,– durch den Verlag.
VERNISSAGE ist die aktuelle Atelierzeitschrift mit Bilddokumentationen über Kunst und Kunstbetrieb in aller Welt: polemisch – witzig – kritisch. Der 3. Jahrgang beginnt im Oktober 1962. Jährlich 6 Hefte Format DIN A 2 im Umfang von 12 Seiten. Jahresabonnement **DM 10,–** + Zustellgebühr. Einzelnummer **DM 2,40.** Probehefte kostenlos durch den Verlag.
AGIS-VERLAG BADEN-BADEN



personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien

Berufungen
Prof. **Joachim Gerchow,** Kiel, auf das Ordinariat für gerichtliche und soziale Medizin unter gleichzeitiger Ernennung zum Direktor des Instituts für gerichtliche und soziale Medizin.
Prof. **Helmut Meinhold,** Heidelberg, auf das Ordinariat für Wirtschaftliche Staatswissenschaften II unter gleichzeitiger Ernennung zum Direktor des Seminars für Wirtschafts- und Sozialpolitik.
Prof. **Wolfgang Cramer** unter gleichzeitiger Berufung auf das Extraordinariat für Philosophie.
Priv.Doz. **Karl Pirlet,** Kiel, auf das Extraordinariat für Physikalisch-diätetische Therapie, Balneologie und Klimatherapie.
Dr. **Aladar Radnoti,** Städtischer Konservator – Kunstsammlungen der Stadt Augsburg, auf das Extraordinariat für Alte Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Hilfswissenschaften.
Prof. **Paul Riebel,** Mannheim, auf das Ordinariat für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Verkehrsbetriebslehre.
Dozent **Josef Matznetter,** Wien, auf das Ordinariat für Wirtschaftsgeographie.

Lehrstuhlvertretung
Priv.Doz. **Klaus Heger,** Heidelberg – 2. Ordinariat für Romanische Philologie.
Rufe an andere Hochschulen
Prof. **Wolfram Müller-Freienfels** auf das Ordinariat für Bürgerliches Recht an der Universität Freiburg/Br.
Priv.Doz. **Hermann Dilcher** hat den Ruf auf das Ordinariat für Bürgerliches Recht, Zivilprozeßrecht und Römisches Recht an der Universität Kiel angenommen.
Priv.Doz. **Benno Kummer** hat den Ruf auf das Extraordinariat für Anatomie an der Universität Köln angenommen.
Prof. **Anton-Felix Napp-Zinn** hat den Ruf auf ein Ordinariat für Wirtschaftliche Staatswissenschaften an der Universität Köln abgelehnt.
Neue Lehraufträge
Prof. **Rudolf Lorenz** – Evangelische Kirchengeschichte
Dr. **Peter Schönbach** – Empirische Sozialforschung
Prof. **Maximilian Krafft** – Geschichte der Mathematik
Dr. **Gerhard Siefert** – Ergänzungen zur Mikrobiologie
Dr. **Günter Gliemann** – Theorie der Atomspektren
Dr. **Werner Bundke** – Ergänzungen zum elektrotechnischen Praktikum
Dr. **Wiltraut Ilse** – Erläuterung zu radiochemischen und strahlenschutztechnischen Praktikumsversuchen
Dr. **Nikolaus Barth** – Ergänzungen zur Experimentalphysik
Dr. **Hans Krahnen** – Die betriebswirtschaftlichen Probleme der Kreditpolitik der Geschäftsbanken

Neuer AStA-Vorstand

Nachdem vor einigen Jahren im AStA ein Interregnum herrschte, vor einem Jahr ein Winterkönig gewählt wurde, bedurfte es in diesem Jahr nur zweier Abende, um einen neuen AStA-Vorstand zu wählen. Vorsitzender wurde Ingo Homt, Jahrgang 1938, Student der Wirtschaftswissenschaften. Homt konnte als Parlamentspräsident in der Studentenvertretung bereits Erfahrungen sammeln und ist Mitglied einer Akademischen Turnverbindung.
Finanzreferent wurde Fritz Schlenkhoff, Jahrgang 1939, der als ehemaliger Auslandsreferent sich ebenfalls erste Sporen verdienen konnte. Er ist Mitglied des World University Service und des ISSF.
Als wesentlich schwieriger stellte sich die Wahl eines stellvertretenden Vorsitzenden heraus. Insgesamt drei Kandidaten gaben im Verlauf

Das Bild zeigt Ingo Homt und Fritz Schlenkhoff

der langen Personaldebatten und Wahlgänge vorzeitig auf, darunter zwei Damen. Vierzehn Tage später wurde dann Stephan Bürkle, Student der Rechtswissenschaften, im ersten Wahlgang gewählt. Bürkle ist Mitglied im KV. Der neue Vorstand der Studentenvertretung will ein studentisches Kaufhaus in Universitätsnähe errichten, die Sozialarbeit verstärken (Ausbildungsförderungsgesetz) und sich weiter um eine gesetzliche Grundlage für die Studentenvertretung bemühen. Bis Ende der Amtszeit soll ein Hochschulführer erscheinen. Wie Fritz Schlenkhoff erklärte, „bekennt sich der neue AStA zum politischen Mandat der Studentenschaft, er sieht darin nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht, einen Beitrag zu einem demokratischen Staat zu leisten". R. F.

●

Peter Quente, erfolgreicher Student mit schnellem Wagen, hat seine Stelle als Vermittlungsleiter beim Studentischen Schnelldienst zum 31. Dezember aufgekündigt. Quente, dem vom AStA Unregelmäßigkeiten in seiner Amtsführung vorgeworfen worden sind, bekleidete den wohldotierten Posten, obwohl er bereits zwei Semester lang nicht mehr in Frankfurt immatrikuliert war. Das ist zwar eine weitverbreitete Krankheit – aber nicht erlaubt. Der Vorstand des Studentenwerks hat als Dienstherr die Kündigung angenommen.
Jürgen Hagemann, Bundesvorsitzender des SHB aus Frankfurt, fürchtet für sein einflußreiches Pöstchen. Grund: Nur ordentliche Mitglieder des SHB, also immatrikulierte Studenten, können zu derartigen Würden aufsteigen. Hagemann war zwar zum Zeitpunkt seiner Wahl „Mitglied" des SHB Frankfurt, ist aber bereits seit 1959 nicht mehr im Register einer deutschen Hohen Schule verzeichnet.
Eberhard Dähne, Ex-SDS-Bundesvorsitzender aus Kiel, schlug während seiner Amtszeit sein Domizil im Frankfurter Studentenwohnheim Ginnheimer Landstraße auf, ohne allerdings an Goethes höherer Bildungsanstalt eingeschrieben zu sein. Beschwerden bei der Geschäftsführung der Stiftung Studentenhaus und Anfragen im Studentenparlament ließen es Dähne inzwischen ratsam erscheinen, sich zwecks Aufnahme als Student beim Universitätssekretariat zu bemühen.
Manfred Müller, „gefeuerter" Landesvorsitzender des hessischen SHB und bis Jahresende Tutor im Wohnheim Mertonstraße, Konzessionär der dortigen Bar etc., hat sich rechtzeitig ein neues Betätigungsfeld gesichert. Er kaufte sich in einen Kiosk an der Bockenheimer Warte ein und vertreibt dort gegenwärtig zum Ärger des Studentenwerkes „Original Berliner Curry-Würste" (studenten verkaufen für studenten). Preis 80 Pfg.

Ergebnisse der Nachwahl Fachschaft rer. nat.
Wahlberechtigte: 2028
abgegebene Stimmen: 716 (35,3 %)
davon ungültig: 6 Enthaltungen: 18

Gewählt wurden:

1.	Mohr, Ingrid	373 Stimmen
2.	Dietschmann, Hans	275 Stimmen
3.	Heinz, Volkmar	264 Stimmen
4.	Böhler, Jakob (KV)	208 Stimmen
5.	Harnischfeger, Götz (CV)	208 Stimmen

Nicht gewählt wurden:

6.	Buhlert, Reinhard	164 Stimmen
7.	Senftleben, Günter (UV)	162 Stimmen
8.	Kreis, Günter	137 Stimmen
9.	Kade, Gunnar (SHB)	123 Stimmen
10.	Gauhl, Eckard (SDS)	106 Stimmen
11.	Horn, Norbert (SDS)	89 Stimmen
12.	Koch, Jens-Jörg (SDS)	87 Stimmen

Unter der Rubrik Personalien wurde in der letzten November-Ausgabe über ein Strafverfahren berichtet, das die Deutsche Burschenschaft gegen ein Mitglied des Frankfurter Sozialdemokratischen Hochschulbundes (SHB), Helmut Bilstein, angestrengt hat. Gegenstand des Verfahrens ist eine Flugschrift gegen die Deutsche Burschenschaft, die Bilstein im November 1961 auf dem Universitätsgelände verteilen ließ. Dazu erreichten uns zwei Zuschriften.

Liz Taylor . . .

Sie berichten in Ihrer letzten Ausgabe, auf welche Art der Genosse Bilstein vom hessischen SHB die Deutsche Burschenschaft angebellt hat und führen in diesem Zusammenhang ein Zitat an, wonach der SHB die Korporationen als seinen Hauptfeind betrachtet. Nun ist es zwar zur Genüge bekannt, daß der SHB seine Überzeugungen wechselt wie Liz Taylor die Männer, – dieser Fall ist aber so philiströs, daß er eigentlich an die Universitätsglocke gehängt zu werden verdient. Was hiermit geschehen soll.
SHB-Erklärung November 1962: „. . . daß wir in den Korporationen einen unserer Hauptgegner auf den Universitäten sehen . . .".
SHB-Erklärung Dezember 1961: . . . daß Korporationen „– zumindest auf Bundesebene – unseren Ansichten am nächsten stehen, im Gegensatz zu SDS und LSD einerseits und RCDS andererseits" (Rundschreiben 11/61 des Bundesvorstandes vom 5. Dezember 1961).
Der gleichen Deutschen Burschenschaft, die Bilstein für eine „die Demokratie zerstörende pressure group" hält, überbrachte ein gewisser Carlo Schmid aus Godesberg im Frühjahr dieses Jahres die herzlichen Grüße eines gewissen Parteivorstandes, hielt im Auftrag desselben eine bewundernde Rede und sang alle Strophen eines Liedes von der Maas bis an die Memel ab etcetera. Die Beantwortung der Bilsteinschen Frage, wo also eine „zersetzende Atmosphäre" herrsche, wer „seine Ideale verschleudere", kurz, wer sich hier „stupide" und „charakterlos" zeige, hängt demnach letztlich nur davon ab, ob man die „Erklärung" vom November oder die vom Dezember heranzieht. Eine wirklich reife und einmalige Leistung in der deutschen Wetterfahnengeschichte.
Täten mir die armen Genossen nicht so leid – und wen überkäme hier nicht das Mitleid, würde ich sagen: Einigen wir uns darauf, daß es die Korporationen nicht so genau mit der Demokratie nehmen (wie etwa der SPD-Vorstand) – und weiter darauf, daß die Erklärung vom Dezember der Wahrheit nahekommt. Dann kommen wir auch den SHB-Ansichten (Bundesvorsitzender Grönert in Marburg: „Das Grundgesetz gilt hier nicht") sicherlich sehr nahe.
Vorbildlich erscheinen will mir deshalb der Entschluß der Frankfurter SHB-Gruppe, künftighin Würstchen zu verkaufen – besuchen Sie den Stand an der Bockenheimer Warte. Dort werden sie nicht so schnell Schiffbruch erleiden wie in der Politik, die armen Würstchen.

Marcel Holmberg

. . . und der SHB

„Eine Form ist nicht denkbar ohne geistigen Inhalt. Bei manchen studentischen Verbindungen, die sich um alte Traditionen zusammenfinden, liegt die Gefahr nahe, daß sie mit der alten Form auch den alten Inhalt wieder beleben. Man kann nicht darüber hinwegsehen, daß bestimmte studentische Formen **in der Vergangenheit** Ausdruck einer Gegnerschaft gegen die Demokratie, Zeichen eines aggressiven Nationalismus und Zeugnis eines gewissen Kastengeistes gewesen sind." (Hervorhebung durch die Redaktion)
Bewußt zitiere ich hier einen gewiß völlig „unverdächtigen" Zeugen, den Bundesaußenminister Gerhard Schröder auf dem Studententag in München 1954.
Der Verfasser der Diskus-Personalie läßt zwischen den Zeilen durchblicken, ich hätte den inkriminierten Artikel nur der bloßen Provokation wegen verfaßt. Dagegen wehre ich mich entschieden. Ich sehe in den Deutschen Burschenschaften (DB) tatsächlich eine „die Demokratie zerstörende pressure-group", wenn ich dem unbefangenen Leser auch zugestehen muß, daß für nicht intimer mit der Materie vertraute Leser diese Bezeichnung etwas hart klingen mag, zumal der Begriff pressure-group Gedanken an dunkle Verschwörercliquen hervorzurufen vermag. Dem ist nun nicht so . . . es gibt ja so farbenprächtige Gewänder, meist den Erstchargierten vorbehalten, man trägt ja – möglichst auf weißem Hemd – schmetterlingsbunte Bandschlangen, am Hosenbund zudem noch klingende Metallzipfelchen.
Aber das alles, dieses bunte Zubehör, ist nur nebensächlich. Genau wie die von mir verwandten Ausdrücke „stupide Befehlskneiperei, fechtgeil, usw." Wichtig allein ist mir der „Geist", der hinter allem steht. Ich selbst war zu Beginn meines Studiums „einmal gekeilt" (d. h. vorläufig angeworben) worden. Ich habe dort die Ohren gespitzt, nicht, weil sie lautstark von korporationsspezifischen Vokabeln wie: fechtgeil, in die Kanne gröhlen, usw. berührt und belästigt wurden, sondern, weil mir spätestens am zweiten Abend etwas von „Deutschtum, Elite der Nation, Vitamin B (B = Beziehungen) in das erstsemestrige Gemüt geflüstert wurde.
Ist es deshalb unverständlich, wenn dann ein etwas allergischer Zug gegen Korporationsideologien in mein Alltagsleben kam? . . . Schauen Sie sich die Rolle der meisten deutschen Korporationen im Jahre 1933 an, lesen sie bedachtsam die Nachkriegsausgaben einiger Korporationsschriften!
Abgesehen von den von mir zitierten Äußerlichkeiten, die zudem auch der Burschenschaft Frankonia nicht strafrechtlich relevant erschienen, halte ich meine These aufrecht, daß nämlich die Mehrzahl unserer studentischen Traditionsverbände sich nicht in das gesellschaftspolitische Bild unserer modernen demokratischen Gesellschaft einfügen kann. Die Tradition, die sogen. Alten Herren, die gruppenspezifische Denkart, lassen eine Einpassung einfach nicht zu . . .
In der sicheren Gewißheit, dieses Schreiben demnächst im „diskus" wiederzufinden, verbleibt mit freundlichen Grüßen! Helmut Bilstein

Gestrichen werden sollte einem Kommilitonen unserer Universität der elterliche Monatswechsel, wenn er weiter im Studentenparlament seine Zeit vertrödele. Der Kommilitone legte sein Mandat nieder.

ASCANIO IN ALBA
Festa theatrale von Wolfgang Amadeus Mozart

Zur deutschen konzertanten Erstaufführung am 19. Februar 1963 sucht der AStA noch Sängerinnen und Sänger für den Chor. Probe an jedem Donnerstag, 19 Uhr, in der Aula.

Mitwirkende: Sylvia Stahlmann (Städtische Bühnen Frankfurt), Simone Mangelsdorff (Städtische Bühnen Basel), Gunhild Oscarson (Stockholm), Gisela Röder (Hanau), Horst Banze (Kassel), Studentenorchester. Leitung: Joachim Martini.

Johannes Alt
Die Buchhandlung für den Mediziner · Frankfurt a. M.-Süd 10 Gartenstraße 134 · Tel. 61993 Haltestelle Hippodrom
Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

Buchhandlung für Universitätswissenschaften Bockenheimer Landstr. 133 · Zentrale: Steinweg 3 Ruf 26641, 687644
Peter Naacher
Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

Luise Pollinger
Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung: Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 776377
Kollegbedarf Füllhalter Feinpapiere Geschenke Büro-, Zeichen-, Schulartikel
Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 775589

kabarett

Apropos: Die Maininger

„Der Weisheit erster Schritt: Alles anzuklagen. Der Letzte: sich mit allem zu vertragen." Man betrachte die Reihenfolge bei Lichtenberg, alsdann die bei unsern gängigen Kabarettisten. Wer sich unter telegenem Lachen ins eigene Knie schießt, wer im Röhrensystem einer Institution öffentlich-rechtlichen Charakters Stacheln läßt, wer einem Staat, der Schmunzeln erlaubt und Kritik verachtet, als Ausgabebeleg für gehabte „Freiheit" dient, ist ein Narr und verdient dessen Freiheit. Die Bezeichnung Kabarettist ist ihm abzusprechen. Der Teleblödel spiegelt sich in jenem glasgerahmten Photo, das Onkel Richard und seinen Chef beim letzten Betriebsausflug zeigt.

Eine Inventur lohnt sich bei den MAININGERN, die seit nunmehr drei Jahren in Frankfurt „resistieren". Conrad Reinhold, Entertainer, Texter, Regisseur und Komödiant, hat mit „Kleine Reminiszenen" ein Programm zusammengestellt, in dem Kabarett nicht zu kurz kommt. Das fängt beim gesamten Aufbau an und endet in den kleinen Gesten.

Was sich im Titel als Rückerinnerung zu geben scheint, wird im weiteren Verlauf zu einer ansehnlichen Furchung der Gegenwart. Aber das bedarf der Zeit. Das spielt erst den Versicherungsagenten, das zeigt Verständnis für ein Publikum, das einst „von Richtern und Henkern verführt" schuldlos-heiter auf Unterhaltung wartet. Daß diese Pauschalexkulpation eine unbedachte Schwäche, vielleicht ein Versprecher war, wird durch das Programm hinreichend belegt. Was als unverfängliche Wortspielerei beginnt, was in der zweiten Nummer Aktualitäten improvisierend fast mitten im Satz abbricht, blendet auf dem Höhepunkt der Kritik aus. Der Gedanke denkt sich selbst weiter in den Köpfen der Zuschauer, während die Hände schon applaudieren: utinam aliquid haerit! Das ist Kabarett, es steht nicht allein. Selbst aus einem Haufen Unverbindlichkeiten taucht bisweilen ein sprachlicher Gag auf, verbindet eine Geste wie ein rasender Kameraschwenk zwei Begriffe, ihren Inhalt so akzentuierend. Da wird vielleicht einmal die Pritsche des „Kasper" zu der in Augsteins Zelle.

Natürlich die großen Sachen: die eigentlichen Höhepunkte: „Franz im Glück" und „Corpus relicti". „Franz", eine opera buffa, die hoffentlich bald zur Leichenschändung geworden ist, besingt die „Sicherheit unmenschlicher Verhältnisse". Reinhold hat hier in brechtscher Manier Brecht selbst adaptiert. Er aktualisiert die „Dreigroschenoper", behielt jedoch da, wo seine Intentionen übereinstimmten, den Originaltext bei. Im Nachhinein hätte man sich eine stärkere Kritik an der Militärpolitik dieses Mannes gewünscht, wenn die auch im Augenblick hinter den moralischen Defekten etwas zurücksteht. In der Geste, mit der der Richter sein Barett über die Schwurhand stülpt, liegt das ganze, in unserer Geschichte so peinliche Verhältnis der Exekutive zur Rechtsgewalt. In dieser Szene paßt auch das Dekor (zwar etwas derb: „Prassauer Neue Erpresse").

Man erinnert sich an einen Beleidigungsprozeß der letzten Jahre: ein Gewerkschaftler hatte einem Sozialdirektor „Genosse, erinnerst du dich noch" ans Herz gelegt. Kabarettistischer Alltag. Auch für Reinhold ist das nicht neu: als 1956 in Marcinelle 283 Bergleute ums Leben gekommen waren, nahm er Brechts „Ballade von den Osseger Witwen" ins Programm. Eine große deutsche Tageszeitung bescheinigte ihm daraufhin „. . . Mut, der die vornehmste Tugend der Kabaretts überhaupt sein sollte . . ." Die Zeitung heißt NEUES DEUTSCHLAND.

Reinhold und die „MAININGER" haben eine Geschichte: sie stammen aus der DDR und haben dort Kabarett gemacht. Christa Burgert und Conrad Reinhold bei der „Leipziger Pfeffermühle", Werner Schall als „Distel" in Ost-Berlin. Also: Hetzer, Handlanger, Kommu . . . ? Natürlich verschoben die politische Lage, die Zensur, die Maximen der „positiven Kritik" die Akzente gegenüber der negativen („Resistenztheater") in der Bundesrepublik. Aber man machte Kabarett. Gutes Kabarett. Mit dem Aufkommen des westdeutschen Militarismus wurde die Volksarmee genauso getroffen, wie der alte deutsche Geist in Staudtes Film „Der Untertan".

Tauwetter! Die wiedereinsetzende Vereisung ließ Reinhold ausrutschen (Damals Solidarität mit Harich, heute mit Augstein). Liquidation durch parteieigenes Rollkommando, verschärfte Zensur, Geldstrafe. Man setzte sich ab: Gerhard Zwerenz, damals Ko-Texter der „Pfeffermühle" und Conrad Reinhold gewannen Westberlin, eine Spiegelstory und in Leipzig den Zorn der zurückgebliebenen Kulturfunktionäre, die Reinhold „mit seinem gefrorenen Lächeln an Buster Keaton erinnernd" (Ostberliner Wochenpost), nachträglich als amerikanischen Agenten und Adenauers Wahlhelfer in Leipzig (die SPD war ja schon immer gegen die Briefwahl in Hessen) entlarvten. Reinhold dürfte seine Kritiker in beiden Teilen Deutschlands nicht enttäuscht haben. Er ist Star im Ensemble. Christa Burgert steht etwas zu Unrecht in seinem Schatten: eine eigenartige Mischung aus Keßheit, Sentimentalität und bisweilen traurigem Ernst. Ihre „Justitia", tragisatirischer Abgesang auf die Gerechtigkeit, ist die andere Leistung, die weit aus dem übrigen Programm herausragt. Und Werner Schall, Nachfolger von G. W. Backert (Pardon, wo ist dieser Backert eigentlich? PARDON!), erreicht nicht dessen Distanziertheit, ist der unverbindliche Mollenberliner, dessen Gags wohl ankommen, aber nicht durchschlagen. Sybille Jahn: ein erotisches Aperçu, sonst nichts.

Wie gesagt: streckenweise blieb es flach. Die „Not der frühen Jahre" offenbart allein die Unmöglichkeit, durch Orientierung an untypischem Verhalten und Phraseologie der Jugendlichen Wesentliches aufzudecken. Ostwestfragen werden bisweilen auf BILDniveau getrimmt: tausche Berlin gegen Cuba. Gerade dieser Themenkreis muß bei Reinhold unter persönlich-psychologischen Aspekten gesehen werden. Die Religion? Das hohe C? „Wir bitten die Kulturgemeinden, auf die Maininger . . . einzuwirken, daß Stellen, die unser religiöses Gefühl verletzen, aus dem Programm gestrichen werden." (Leserbrief der Siegener Zeitung). „Wir wollen aber erziehen" (Reinhold in einer Probenbesprechung mit Leipziger Kulturfunktionären [Zensur] 1957). Das ist ein Anspruch, ähnlich dem in der Entrée der „Reminiszenen", „die Uhr" richtig lesen zu können. Das ist immer eine Frage der Position. Wer ein wenig von links auf die Uhr schaut, sieht den Zeiger schon auf drei Minuten vor 12. Der von rechts hat noch Zeit. Nun: Reinhold und die MAININGER stehen fast genau davor: Wir glauben ihnen die Uhrzeit. Hanns Fischer

film

Insel der Romantik

DER KAMPF AUF DER INSEL — (Le Combat dans L'ile) — Frankreich 1962 — Regie: Alain Cavalier. Buch: Louis Malle und Alain Cavalier.

Das Engagement, dessen Widerschein als Merkmal ästhetischer Karätigkeit ‚Les 400 Coups' und ‚Les Mistons' zu gesellschaftlichen Reflektoren im Film geraten ließ, ist den verspielten Ästhetizismen einer Gesellschaft erlegen, die mit den Draperien ihres Wunschbildes die Wunden, die sie austeilt, verhüllt: die NOUVELLE VAGUE ist mit der je und je verblassenden Glaubwürdigkeit des Protestes, aus dem heraus sie ihre essentiellen Konstituentien und ihre Bedeutung zog, in den Bereichen der Affirmation untergegangen.

Truffauts „Jules et Jim" ist mit diesem Film enger verknüpft, als es der erste Anschein evident werden läßt; auch bei Truffaut der Rückzug in die Einsamkeit intakter Naturschönheiten, hier wie dort das Aussparen der Realität, die vorgeblich am Rande der Wälder endet. Wo bei Truffaut der Schock des Ersten Weltkriegs als Legitimation dienen konnte, steht bei Cavalier das restlose Verkennen der alles niederdrückenden Gegenwart, die mit der Geschichte deren oppressive Tendenz zur Verweigerung der Ausflüchte gemein hat. Ist Truffaut mit „Jules et Jim" die Detailsschilderung des Kriegs mißraten, weil dieser keine mehr hat, so im „Kampf auf der Insel" Cavalier der Terror der OAS, der eben mehr ist als Indianerspielen und Verstecken, wie Clément, der ‚ultra' und pubertäre Großindustriellensohn, es suggerieren soll. Bei der Bedingungslosigkeit faschistischer Barbarei, der die Manipulationen der OAS zuzurechnen sind, versagt sich das persönliche und familiäre Genrebild der Gestaltung im gesellschaftlichen Raum seiner Herkunft nach noch in der Zeichnung als verbindlich — gerade dadurch wird der Film unwahr; denn Clément, der aus der totalen Sättigung seiner Möglichkeiten heraus mit der Gewalt, die er als Schwächling fürchtet und meidet, eine durch die Anonymität ungefährliche Bindung eingeht, mordet unter dem Zwang des erfahrenen und ewig machthungrigen Serges, dessen Referenzen aus der Zahl der hinterrücks liquidierten Unschuldigen und Besseren herzuleiten sind. Die Faszination, die Gewalt auf das Gemüt Cléments ausstrahlt, zerstört nicht die Attraktion auf den Zuschauer durch ihre Abschilderung, wie es Cavalier tut, sondern erst durch die Kritik an ihren Resourcen, die der Regisseur nicht leistet. Die Heimlichkeit, mit der sich diese Horde marodierender ‚ultras' zu Planspielen trifft, um perfekte Terrorakte vorzubereiten, erledigt den Unterdrückungscharakter, der auch dann noch das gesellschaftliche Leben prägt und verändert, wenn er nicht allen bewußt wird, die er bedroht.

Die Dreiteilung des Films, die von außen angelegte Kommentierung, machen diesen zu einer episodenhaften Zelebrierung von Intérieurs der jeweiligen Räume und Häuser; so das modernistisch-bürgerlich ausgestattete ‚Heim' Cléments und Annes, das jenem als Freistatt für Eifersüchteleien und zur Spieltriebbefriedung dient; das Basteln an Flugzeugen militärischer Provenienz, die Bazooka und die Taube, alles Ausdruck unreflektierter Betätigung, dazu die sadistische Komponente der Gewalttätigkeit; die Mühle des ehemaligen ‚Blutsbruders' Paul, der dort seinen unvermittelten und solipsistischen Gedanken eines Lebens ohne Gewalt und voller Friedfertigkeit nachgeht, dessen Frau verstorben ist, der auf einer antiquierten Handdruckmaschine linksgerichtete Elaborate druckt, liest, für seine kindliche Haushälterin Klavier spielt und in den dräuenden Nebeln des unteren Seinelaufs spazieren geht. Hierher kommt Anne, vergißt sich, verliebt sich in Paul ohne dabei ihrer selbst inne zu sein, zu wissen, was sie tut, der Schlagschatten ennyanter Romantik; die Welt, aus der sie Zuflucht gesucht hat, versinkt. Die Fahrt auf der Seine in der obligaten Luxusyacht mit Mozartmusik, drei Tage und drei Nächte. Dort liegt der restlos zerstörende Bruch des Films; das persönliche Glück hat Traumcharakter und trägt Züge des geträumten Kitschs, wo der Abgekehrtheit monomanische Anhängsel von Glückseligkeit hinzugefügt werden.

Clément, zum bösen Geist einer reinen Liebe dämonisiert, kehrt aus der Verbannung zurück, hat seinen Mord erledigt und will sich an Paul rächen, fordert diesen zum Duell; der lehnt mit hybrider Pazifismus-Attitude ab, läßt sich zusammenschlagen — und ruft nicht, um das versponnene Weltbild der gestörten Freundschaft nicht zu demolieren, die Polizei, die den hysterischen Terroristen kassieren könnte. An dieser Stelle latenter Abenteuerlichkeit wird aus Paul der Parzival, dessen ‚aventiure' provoziert wird durch die böse Unverzeihlichkeit des ‚ultras'. Er greift zur Waffe, tötet in einer langen Sequenz aus dem Sandkasten der Prairie den Widersacher — kehrt als angeschossener Heroe zu der liebenden Frau zurück, die mit ihm zusammen die Vorräte für den kommenden Winter einkaufen wird, um den Hamsterschlaf zu tun.

Diese Welt Alain Cavaliers ist der Ausdruck einer Gesellschaft, die in technisch-präzisen Handlungen nicht die Inkongruenz ihrer Wunschgedanken mit den Leitbildern, denen sie anhängt, auszumachen versteht; die Industriegesellschaft, der ihre Intentionen nur noch zu defekten Empfindungen geraten können, die mit ihrer Progression ihren Anhängern das Leid des um sein Leben Betrogenen zufügt, annulliert der Regisseur zugunsten einer Fiktion gefährlicher Reaktion.

Die Intransigenz von „feindlicher Umwelt" und persönlichem Glück wird als Zustand akzeptiert.

Peter H. Schröder

theater

Die Physiker

Großes Haus

Komödie in zwei Akten von FRIEDRICH DÜRRENMATT. Inszenierung: HARRY BUCKWITZ. Bühnenbild: FRANZ MERTZ. Darsteller: Gerstenberg, Fögen, Zeidler, Teege, Caninenberg, Kutschera.

Die frankfurter Inszenierung hat die Vorzüge einer werkgetreuen, die durch Präzisierung der versteckten Möglichkeiten gleichsam das Werk selbst überholt. Die Unversöhnlichkeit, die das Werk seiner Interpretation durch dramaturgische Verdichtung entgegensetzt, spricht zuerst gegen dessen Konzeption. Hält man sich an das, was Dürrenmatt selbstkommentierend vermeldet, daß er „sich nicht zutraue, mit einem Theaterstück die Wirklichkeit wiedergeben zu können", er stelle „die Wirklichkeit nicht dar, sondern für den Zuschauer eine Wirklichkeit auf", so lassen sich dem sowohl Animosität gegen Brecht als auch kokette Grenzbestimmung der eigenen Fähigkeiten und deren Übrschreiten entnehmen. Dürrenmatts Wirklichkeit erweist sich an ihrer Evidenz auf der Bühne.

Das Stück DIE PHYSIKER, im Februar 1962 in Zürich uraufgeführt, ist im aristotelischen Maß der Einheit von Raum und Zeit und Handlung gehalten, mit der Begründung, daß einer „Handlung, die unter Verrückten spielt, nur die klassische Form beikomme", wofür nichts außer der Hypothese spricht. Drei Physiker, Möbius, Einstein, Newton, befinden sich in einem Irrenhaus. Der erste der nur zwei Akte beginnt mit dem vor der Bühnenhandlung bereits vollendeten Mord Einsteins an einer Krankenschwester, man erfährt, das Newton ebenfalls bereits eine Krankenschwester umgebracht hat und endet mit dem erneuten Mord an einer Pflegerin. Die Vorgeschichte, die dem Zuschauer bekannt werden muß, soll er das Stück verstehen können, ist in die Handlung des ersten Aktes integriert, als sei dieser um seinen Anfang gedreht und beginne mit dem Schluß. Der Kriminalinspektor, dessen Nachforschungen den Stoff mit dem Geschehen verbinden und so der Dramaturgie Material liefern, hat die Funktion des von außen Kommenden, der lernend den Zuschauer belehrt — im nichtbrechtschen Sinn. Die Dreiteilung des Aktes, der mit dem Schluß „in sich selbst zurückläuft", sichert die Kompaktheit und Dichte seiner Bewegung: Kriminalinspektor — Besuch der Familie Möbius-Rose — Möbius und Monika sind die Stationen, die in dem neuen Mord kulminieren. Es bleibt alles offen, unverständlich, die Physiker werden zwar vorgestellt, bleiben jedoch, da es an Dialogen zwischen ihnen fehlt, Schemen, die erst mit dem zweiten Akt konturiert und erläutert werden.

Die Physiker sind nicht wirklich irre, sondern spielen sich gegenseitig und der Oberärztin diesen „Streich", um den einen — Möbius — bewachen und gegebenenfalls entführen zu können: Newton und Einstein als Agenten des Westens und Ostens, das Genie, dessen Werke die Welt auslöschten, würden sie bekannt, Möbius, im Irrenhaus. Diese Wirklichkeit allerdings ist nur die des Autors. Die metaphysische Volte, die er schlägt, auf die man wartete, seit Möbius in der Rolle des großen Königs Salomo einen modifizierten Psalm vortrug, löst nicht, sondern verklemmt auch die groteske Situation, die in Elementen sich den Anschein gibt, durchgängig zu sein.

Die Inszenierung, der Pathos und Melodramatik fehlten, die leicht hätten entstehen können, realisiert nüchtern im hochkapitalistischen Mobiliar der Vielzimmervilla ein individualpsychologisches Drama mit Komödiensubstanz. So wurden die Schwächen des Vorwurfs herausgearbeitet, ohne daß man es vielleicht wollte, die gags, die ins Zeug schießen, spielt man sie nicht als solche. Die Klarheit der drei Physiker (Zeidler / Caninenberg / Teege), die Präzision ihrer Sprechweise, verdeutlichen die unterschwellige Schicksalshaftigkeit des Stükkes, dem auch die Paradoxie des absurden Zusammentreffens nicht zum Besseren verschlägt. Denn wäre die Irrenärztin nicht irre, so hätten die Physiker Erfolg mit ihrem Entschluß, den Elfenbeinturm der geistigen Umnachtung, das Kostüm des Pierrot Lunaire, nicht aufzugeben.

Die Ernüchterung, die entsteht, wenn man das Stück, nachdem man es gelesen hat, aufgeführt sieht, spricht der Konzeption des Autors das Urteil: nicht die Wirklichkeit seiner Vorstellung, sondern die Realität in ihrer Widersprüchlichkeit kann zu einer künstlerischen Bewältigung der atomaren Bedrohung führen — wenn es überhaupt noch möglich ist, das Zerstörerischste auf der Ebene künstlerischer Sublimation zu gestalten. Die Simplifikation, die Welt sei ein Irrenhaus, ist kein Ergebnis, das sich lohnt zu vermerken: die Inszenierung und die Schauspieler haben gezeigt, daß es nicht sein darf, darauf zu bestehen. phs

bildende kunst

Kellergalerie

Am Ende der Kaiserstraße in dem Hause Nr. 81, also in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofs, hatte im vorigen Jahr eine Buchhandlung in ihren Kellerräumen mit Bildern von Diether Ritzert die „Kleine Kellergalerie" eröffnet. Nach mehreren Ausstellungen von jungen Künstlern, die in dem schon länger bestehenden Graphikring arbeiten, sind nun zum zweiten Male Ölbilder und Graphik von Diether Ritzert zu sehen. Bis auf einige Ausnahmen sind diese Werke in Italien entstanden, wo Ritzert in diesem Studienjahr als Stipendiat der deutschen Akademie Villa Massimo in Rom lebte. Es sind expressiv gemalte Porträts — u. a. von Uwe Johnson —, Stilleben, bei denen die Umrisse der Gegenstände von einem dominanten Farbwert verdrängt werden, es sind Akte zu sehen, deren Formen sich gegen ein das ganze Bild bestimmende Gelbgrün behaupten.

Diese Malerei gewinnt dem Gegenständlichen nichts grundsätzlich Neues ab, nichts, was auf eine Überwindung der Kunst, die die verdinglichten Formen des Gegenstandes negiert, hindeutet. Eine doppelte Negation des Gegenstandes ist in den Bildern von Ritzert nicht erreicht, so daß diese ausschließlich auf Vergangenes zurückweisen, an der Graphik wird das besonders offensichtlich, die nicht viel mehr darstellt als Abbildungen italienischer Landschaften. S. B.

Achtung!

Studiere Englisch In London

Auskünfte und Anmeldungen durch

Firma HANSTEIN
Frankfurt am Main,
Börnestraße 37/I
Ruf: 21598 und 555825

PETER BULTHAUP

Artistik des Lustmords

Zu neueren deutschen Ausgaben der Schriften des Marquis de Sade

Eine der Schwierigkeiten, dem Publikum die Schriften des pornographischen Schriftstellers Sade anzuzeigen, besteht darin, daß eine adäquate Rezension, in der markante Textstellen zitiert würden, ebenso der Öffentlichkeit vorenthalten bliebe wie die inkriminierten Schriften selbst, von denen die Wahrer jeglicher Ordnung noch im Jahrhundert durchrationalisierter Massenschlächterei Bedrohlicheres erwarten als von der öffentlich diskutierten Abschaffung der Menschen. Wo einmal die seltenen Ausgaben von Werken Sades in Antiquariatskatalogen auftauchen, sind sie gleich mit der Einschränkung „nur für Ärzte, Juristen, Psychologen" oder „nur gegen wissenschaftliche Bestätigung" angeboten, als seien die in ihnen minutiös geschilderten Perversionen relevant nur im Raster jener von Recht und Psychopathologie vorgefertigten Kategoriensysteme, deren Geltung zu zerstören sie vom Autor aufgezeichnet wurden.

De Sades Argumentation nimmt die weltfrommen Sprüche Goethes:

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten . . . Auch das Unnatürlichste ist Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht[1])

buchstäblich und erklärt sämtliche der von ihm mit großer Akribie gesammelten „widernatürlichen Passionen" als, da in der Natur vorzufinden, mit deren Ordnung durchaus in Einklang. Solcher Begriff von Natur als einer, in dessen totalem Umfang alles empirisch Gegebene Platz haben soll, dessen empiristischer Akzent sich zugleich jenes Moments sinnlicher Schwere zu versichern sucht, das vom totalen Umfange als ein Nichtiges gesetzt ist, hat als Inbegriff der Wirklichkeit die Tendenz zu dem von Totalität sich durchzubilden. Dieser jedoch als einer, der von der vernünftigen Einrichtung der Welt nicht abzutrennen ist, konfrontiert mit den sinnleeren Details, in denen sich zutragen er Anspruch erheben muß, refraktiert seine Aporie in die höhnische Feier der Unzerbrechlichkeit begrifflosen Daseins:

. . . und der dumme Stolz des Menschen, der glaubt, alles sei nur für ihn gemacht, würde wohl staunen, wenn er nach der totalen Vernichtung der menschlichen spezies sähe, daß sich nichts in der Natur verändert und daß der Lauf der Gestirne dadurch gar nicht ins Stocken gerät. (NR 55) [2])

Der ständige Hinweis auf die Natur, Sade unterscheidet kaum die erste von der zweiten, hat nicht die Theorie ihrer systematischen Einheit zum Ziel, sondern dient dazu, durch die hard facts mit dem teleologischen Gottesbeweis, der allenfalls für einen bösen Dämon gelten soll:

Wie Sie sind auch wir gezwungen, ein aktives Wesen als Schöpfer des Bestehenden anzuerkennen; da aber alles, was wir ringsum sehen, nichts als Laster und Unvollkommenheit ist, können wir das nur einem falschen, verräterischen und grausam wilden Wesen zuschreiben, das man mit Gebeten besänftigen muß, dem man aber keinen Dank zu zollen hat, denn das Gute, was uns widerfährt, ist unser eigenes Werk, und nur das Böse kommt von ihm. (AV(M)654)

auch den des guten und vernünftigen Zusammenhangs der Welt zu zerstören, um so den Raum freizuschlagen für die Konstruktion des heillosen Glücks entfesselter Wollust. Ist einmal in der Aufklärung die ordnungsheischende Autorität, sei's die des gesetzgebenden Worts Gottes oder die seiner Säkularisierung in der Einsicht in die Notwendigkeit des Weltlaufs, zergangen, ist der subjektive Geist der Verstrickung in die eigene Genesis privat entschlüpft und vagabundiert nun wildernd, nur seinem partikularen Interesse verpflichtet, durchs Trümmerfeld des von ihm einst projektierten Reiches, so werden die faulen Wechsel, mit denen Ewigkeit und Zukunft gleichermaßen die Versagung erkauften, storniert, dem allgemeinen Wohl, das das des Einzelnen immer nur anzeigte, nie aber es auszuführen imstande war, die Folgsamkeit gekündigt, und nicht nur die Untergegangenen, denen das ohnmächtig-sentimentale Eingedenken gilt, sondern auch die, denen die gewaltsame Durchsetzung ihrer Interessen wenigstens teilweise gelang, exkulpiert:

Ce sont les épines que vous avez semées sous mes pas, qui m'ont contrainte à me séparer de vous; votre ingratitude entr'ouvre l'abîme où mon désespoir me précipite, et si j'offence les lois divines ou humaines, c'est l'abandon de Dieu et la méchanceté des hommes qui m'ont entraînée dans mes erreurs (AVIII 198)

Warum dieser Satz nicht in die deutsche Übersetzung aufgenommen wurde, warum in ihr auch etwa die Passage fehlt, in der einem Priester, der, um einen Sterbenden rechtzeitig mit den Sakramenten zu versehen, den einzigen Besitz einer noch lebenden Familie, ein Kornfeld, durch seine Querfeldeinritte verwüstet, entgegengehalten wird: „Songe d'ailleurs c'est avec ce blé que sont faits dieux que tu prises, et que si tu en détruis la matière, leur espèce divine ne pourra plus se reproduire." (AVIII231), warum überhaupt, wenn es schon notwendig war, den Roman „Aline et Valcour" zu zerstückeln und nur Teile aus den Berichten Leonores und Sainvilles abgedruckt werden konnten, diese Teile dann noch einmal in sich gekürzt werden mußten, manchmal nur um wenige Sätze aber auch um zusammenhängende Stücke von 15 und mehr Seiten, so daß die nur für Subskribenten nicht gerade billig hergestellte Ausgabe von Werken Sades wie von Spezialisten für Readers Digest Auswahlbücher redigiert zu sein scheint, all dies ist schwer einzusehen. Auch die Gründe, aus denen die im Excerpieren geübte Marion Luckow, die in ihrer Dissertation[5]) auf Seite 9 Sade für einen „recht mittelmäßigen Schriftsteller" (in Weiß-Antiqua 10-Punkt) hält, um ihn auf Seite 121 seiner „frappierenden denkerischen Leistung" (in Weiß-Antiqua 8-Punkt) wegen halb zu rehabilitieren, gerade als Herausgeberin von dessen Werken besonders geeignet ist, bleibt Geschäftsgeheimnis des Merlin Verlages. Halten die beiden noch ausstehenden Bände das, was der ausgelieferte verspricht, so bleibt nur zu hoffen, daß die vom Gerhardt Verlag projektierte Ausgabe mehr um Authentizität bemüht ist.

Um die deutsche Ausgabe der Rede aus dem fünften Dialog der Philosophie dans le Boudoir: Français, encore un effort si vous voulez être Republicains!, die der Limes Verlag unter dem Titel „Im Namen der Republik" herausgebracht hat, ist es besser bestellt, der Text dieses im Original schon in sich geschlossenen Teilstücks ist vollständig, die Übersetzung angemessen. In diesem Pamphlet wird eine Republik propagiert, utopischer als der an Thomas Morus Utopia orientierte Staat der Insel Tamoe in „Aline et Valcour", die mit ihren wenigen und noch dazu sanften Gesetzen, welche den Interessen der Individuen angemessen so wenig fordern, „daß sie leicht zu den verschiedenen Charakteren passen" (NR 24) als ein überdimensioniertes Bordell angelegt ist, das für jede Ausschweifung Platz hat, und in dem jeder Bürger Insasse und frei verfügender Gast zugleich sein soll. Die Verve des Vortrags, die glänzenden Plädoyers gegen die Todesstrafe jagen über die klaffenden Abgründe zwischen der gewaltsamen Abschaffung des Triebverzichts und der gerechten Ordnung der Gesellschaft. So wird den Frauen, Sinnbildern der verwundbaren Kreatürlichkeit auch des herrschenden Mannes, wie je Gewalt angetan:

Mit welchem Recht verlangt ihr zuerst, daß den Frauen die naturgewollte blinde Unterwerfung unter die Launen der Männer erspart werden müsse? (NR 34)

Die Würde, die Sade der Prostituierten zuerkennt, und die von seinem Gerechtigkeitssinn etwas mißmutig zugestandenen Freiheit, zu sein wie die Männer, soll sie dafür „entschädigen", als liege in der Entschädigung nicht schon das Eingeständnis des Unrechts.

Die unverhohlene Freude an der Gewalt selbst in einem Staate, in dem „niemals ein freies Wesen mit Beschlag belegt werden darf" (NR 35), markiert die Arena, in der die „abgründige dialektische Fragestellung, ob am Ende nur soviel Glück möglich sei, wie Verbote zu brechen sind" [3]) gezwungen wird, durch den Reif zu springen. Bis zur physischen Erschöpfung hetzen Sades libertins dem delire nach, das von den Tabus versprochen wurde:

Aber der gute Pater malte mir die Sünde so groß, daß ich daraus schloß, das Vergnügen müsse ungeheuer sein[4]).

In der Durchführung des Versuchs, dieses ungeheure Vergnügen gegen die Einsicht Zamés, des weisen Herrschers über Tamoe, daß einem Laster zu begegnen diesem nur der Weg geebnet werden müsse, um [illegible] des Zaubers zu entkleiden, hereinzuholen [illegible] die moralische und physische Finsternis (NR 16) einer gottverlassenen Welt, in der die Tabus zu Vorurteilen abgeblaßt sind, hat Sade die strenge Architektonik seiner Orgien gefügt, in deren wechselnden Konfigurationen die ins vereinzelte Subjekt verschlossene Lust ihre Form bei sich selbst sucht:

Denn es ist erwiesen, daß die Stärke nur ein einziges Glück kennt, nämlich das Spiel ihrer Kräfte —, das heißt: die völlige Unterjochung. Das Glück, das Mann und Frau nicht ineinander zu finden vermögen, wird also dem einen durch seinen blinden Gehorsam zuteil, und dem anderen durch totalen Einsatz seiner Überlegenheit. (J(M)815)

Imaginäres Porträt des Marquis de Sade v. Man Roy (1938). Entstanden nach Steckbriefen der Polizei. Ein wirkliches Porträt ist nicht überliefert.

Doch die ausgeklügelte Kombination nicht gerade gängiger Sexualpraktiken wird vom Comte de Gernande mit einem „efforts superflus" (J 273) zur Seite gefegt, er muß Blut sehen, in der verzweifelten Wut übers Mißlungene seine Frau maltraitierend, um mit den Raffinements des permanenten Lustmords dem widerspenstigen Organismus doch noch das Glück abzuzwingen. Unablässig arbeitet die Phantasie der libertins Sades an der Invention neuer Greuel, sie türmen Untat auf Untat, und nach dem mörderischen Gebrüll, das vom Erfolg ihrer Anstrengungen kündet, läßt nur das Eingeständnis:

Es ist vielleicht zuviel für dich Therese, — für mich aber entschieden nicht genug; dieses Spiels wird man nie überdrüssig? wenn es auch nur ein höchst unzulängliches Bild dessen ist, was man wirklich tun möchte. (J(M)765)

die schwache Hoffnung zu, die unbarmherzige Gewalt spiegele eine andere Möglichkeit, verborgen in der Anschmiegsamkeit der Opfer, dem Schattenzeichen der Zärtlichkeit.

●

Literaturnachweis:

1) Georg Christoph Tobler: Die Natur. Zit. nach: Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 13, S. 45 f.

2) de Sades Werke werden wie folgt zitiert:
AV Aline et Valcour ou le Roman Philosophique, 4 Bde. o. O. 1956
J Justine ou les Malheurs de la Vertu, Paris, 1955
NR Im Namen der Republik, übertr. von Joachim Klünner, Wiesbaden, 1961
AV(M) Aline und Valcour in D. A. F. Marquis de Sade, Ausgewählte Werke, Hamburg, o. J.
J(M) Justine (Auszüge) in D. A. F. de Sade, Ausgew. Werke

3) Theodor W. Adorno, Aldous Huxley und die Utopie in T. W. A. Prismen, Kulturkritik und Gesellschaft, Frankfurt/Main 1955 S. 123

4) Choderlos de Laclos, Schlimme Liebschaften, übertr. von Heinrich Mann, o. O. 1958 S. 215

5) Marion Luckow, Die Homosexualität in der literarischen Tradition, Beiträge zur Sexualforschung, 26. Heft, Stuttgart 1962

WOLFGANG MAIER

Gehabt Euch wohl!

Franz Jungs Lebensbericht (Franz Jung: Der Weg nach unten. Luchterhand 1961) gehört zu den Büchern, die man am besten durch Zitate würdigt.

Es ist zweifellos ein überaus problematisches Buch. Mir wird kaum gelingen, auch nur einigermaßen die Perspektiven abzustecken, unter denen dieses Buch zu betrachten, auszuschöpfen und zu diskutieren wäre. Die Schwierigkeiten beginnen bereits dort: Wer war Franz Jung? Er war Literat. War er Dadaist? War er Expressionist? Die entsprechenden Literaturgeschichten verzeichnen nichts derartiges. Er war Kommunist. In welchem Sinn war er es? Auch hier wird sich kaum geschichtliches Material beibringen lassen. Einige groteske Prozeßakten vielleicht; sicherer ist, sie sind bereits eingestampft. So geht es weiter. Mit der historischen Plakatierung von außen scheint es nicht zu gelingen. Ein Leben ohne Spuren. Weshalb Memoiren?

Es lassen sich aber auch andere Fragen stellen, um sich langsam an den Sinn einer solchen Veröffentlichung heranzupirschen. Was trieb Männer wie Cellini und Casanova dazu, am Ende eines Lebens zur Feder zu greifen, aufzuschreiben, was sich als eigene Historie darbot? War es ein stark ausgebildetes historisches Bewußtsein, das feierlich die ausgerundete, harmonisch strukturierte Frucht eines Lebens der Nachwelt in den Schrein zu legen sich bemüßigt fühlte? Oder war es das Gegenteil? War es ein Gefühl der Insuffizienz? Der Langeweile nicht nur des Augenblicks, sondern auch des Lebensablaufes? War es Trostlosigkeit, Disharmonie, war es Wertzerfall und die Furcht, am Ende nicht mehr zusammenzubringen und zu verstehen, was der Impuls des Anfangs und des Fortschreitens war? War es nicht beim Schreiben schon Resignation, letzter Widerstand, vom Staub schon umspielt? Widerstand gerade gegen die Geschichtspoesie, die Prosa und Trivialität ausmerzt, die Widersprüche vernichtet und langsam hineinreift ins Lesebuch? Zumindest für Franz Jung gilt das Letztere und zwar in ungleich stärkerem Maße, als ich es zur Frage stelle.

Franz Jung vermeidet eine historische Katalogisierung seiner Lebensabschnitte; dabei wäre er durchaus berechtigt, die historischen Identifikationszeichen auch für sich auszumünzen. Er erzählt von seiner Tätigkeit als Schriftsteller, als Dramatiker. Namen tauchen auf, die uns bekannt sind: Pfemfert, Lasker-Schüler, Piscator. Aber die Bindung an die Kreise, die sich mit solchen Namen assoziativ einstellt, ist gering. Nicht nur das, sie ist gestört, sie ist problematisch. Nicht nur das, sie ist tragisch. Keinem literarischen Klub zugehörig, selbst als politischer Agitator von den Genossen mit Mißtrauen beobachtet, überall ausrutschend, versagend, sich selbst zersetzend, entzieht sich Jung in jeder Weise einer Klassifikation. Fest steht nur: Irrer einer irren Zeit. Gespalten im Gefühl und im Bewußtsein in einer Zeit, die an Schizophrenie litt. Aktiv in einem kreisförmigen Wirbel. Hier liegt die Authentizität dieses Buches. Sie liegt im inneren Widerspruch, der nichts anderes als den äußeren Widerspruch spiegelt.

Wenn man sich einige Verhaltensweisen, die sich in dieser Erzählung durchsetzen, anmerkt, findet man zu den Begriffen: Indifferenz und Paradoxie: „Ich möchte hier noch einige kleine Beispiele anführen. Es liegt mir nicht allzuviel daran und man sollte mir glauben, die Personen selbst, sofern ich Namen zu nennen mich genötigt sehe, sind mir völlig gleichgültig." „Ich bin immer leicht zu überzeugen gewesen, weil ich schon von Natur aus an allem zweifle." Das Verhalten der Wirklichkeit gegenüber und der Notwendigkeit, in ihr zu handeln, ist gezeichnet von dieser Gleichgültigkeit bei aller übersteigerten Aktivität. Ideologische Starrheit (ich bin immer leicht zu überzeugen gewesen) löst sich auf in der inneren Paradoxie (weil ich zweifle), löst sich auf in der Spaltung, in der Negation, im Widerspruch. Den moralischen Zynismus, der zwangsläufig aus solchen Verhaltensweisen sich ergibt, kehrt Jung gegen sich selbst. Der Weg, den er durch die Zeit nimmt, ist der Weg nach innen. Was außen nicht gelingt und nicht möglich ist, trägt zur inneren Zerstörung bei, die bis in die eingestandene Lächerlichkeit führt: „(Man hatte mir) einen Passus vorgelesen, der mich praktisch von jeder Mitwissenschaft entlastete, mich als einen haltlosen und verwirrten Literaten hingestellt hatte." Jung spricht dieser Charakterisierung nicht entgegen. Im Gegenteil. Er bereitet sie vor im Eingeständnis seiner Müdigkeit und des Desinteresses, im sozialen Bereich um eine Position zu kämpfen, die ihn dem Vorwurf der Lächerlichkeit entzogen hätte.

Selbstzerstörerische Aufrichtigkeit ist es nicht allein, die diesen Bericht lesenswert macht. Jung verfügt über einen beachtlichen soziologischen Durchblick. Das erweist sich bereits im ersten Kapitel „Neisse, Oberschlesien"; hier deckt er die soziale Struktur seiner Heimatstadt auf: eine analytische Energie und Schärfe der Darstellung, die mich stark an Balzac erinnern. In der Folge überraschen immer wieder die Fülle an Welt und die gleichzeitige analytische Durchdringung der Zusammenhänge — ob es nun den Aufbau einer Zündholzfabrik in Rußland und den gleichzeitigen Zusammenhang mit dem großen Gang der Revolution betrifft oder die Darstellung des Emigrantenlebens, in der die persönliche Not überall ins historische Panorama projiziert ist: nirgends aber ein falscher Ton.

Die weltanschauliche Position Jungs ist nicht apostrophiert. Aber irgendwo schwingt sie mit. Man fühlt das zuerst, ohne eine ausdrückliche Erklärung zu erhalten. Schließlich kommt man zur Erkenntnis: es ist das Vokabular, es sind bestimmte stilistische Wendungen, in denen sich etwas wie Weltanschauung durchsetzt. „Katastrophe" und „Explosion" etwa gehören selbst in der Darstellung sehr persönlicher und intimer Vorgänge zu den bevorzugten Worten. Es schließt sich an die Vorliebe für organische Umschreibungen, mit denen soziale Tatsachen illustriert werden: Geschwür, Krebs, Fieberkurve, verrottet. „Die Gesellschaft, in die wir hineingeboren werden, und in die wir gestellt sind, ist krank. Sie weist alle Symptome einer akuten Vergiftung auf." Schließlich stößt man mit dem Schluß auf Wendungen, in denen die literarische Attidude vorherrscht, die aber sehr aufschlußreich sind. „Niemand braucht sich zu scheuen, den anderen umzubringen. Die Leute, die man umbringt, werden das erst später merken, im Jenseits. Ich bin ein Opfer meiner Freunde, nicht meiner Feinde. Ich liebe meine Feinde — weil sie dumm sind."

In solchen Stilzeichen und Sätzen herrschen eine infantile Rigorosität, eine sprunghafte und alogische Geschwindigkeit vor, die an bestimmte (auch stilistische) Programme einer Bewegung erinnern, die man als konservative Revolution zu bezeichnen sich angewöhnt hat. Zweifellos sind hier einige Ursprünge Jungs zu finden. Sie geraten ihm kaum zum Vorteil. Jedoch bleiben solche Teile nebensächlich, solange sie nicht zum Anspruch auswachsen, zum Dogma erhoben werden; sie werden es nicht. Vielmehr tragen solche Wendungen den Tonfall der Selbstanklage, der Selbstentwertung, der Verzweiflung, des Verfolgungswahnes, der gegen sich selbst gerichtet ist.

Wenn man den Begriff „Außenseiter" ernst nehmen kann, so gewiß hier. Vor allem, da sich damit in keiner Weise ein esoterisches existentielles Klischee einstellt. Es ist der soziale Prozeß in seiner ganzen Breite, der die Voraussetzungen stellt. Dieser Prozeß wirbelt den Einzelnen herum, er verwirrt ihn, er stößt ihn schließlich aus. Der aktiv nach einem Ziel Treibende wird zum Getriebenen. Hier liegt der Sinn der Paradoxie: ich bin ein Opfer meiner Freunde. In der Selbstdarstellung schlägt der Einzelne zurück: er trifft anderes, er trifft im Grunde sich selbst.

Es ist keine freundliche historische Feier, die hier zelebriert wird. Es ist keine historische Aufklärung, die man en passant mitnimmt und die unversehens unser historisches Selbstbewußtsein stärkt. Dieser angenehme Mangel allerdings kann dem Buch kaum Erfolg garantieren.

Der Avantgardefilm

PETER WEISS

Die großen Filme, die uns beeindruckten, waren realistisch — von den russischen Revolutionsfilmen an, über Pabst und die Franzosen der dreißiger Jahre, bis zu den heutigen Italienern. Das alles waren keine Avantgardefilme. Daneben aber arbeiteten die Poeten des Films an kleineren Einheiten. Sie wollten nicht die abgeschlossene Handlung, den epischen Stoff, das durchgeführte Drama. Sie wollten das Zusammengesetzte, das Vielschichtige einer Situation schildern. Sie wollten die Vision anstelle der Abbildung. Oft blieben ihre Arbeiten Versuche, halb geglückte Formexperimente, aber manchmal gelang es ihnen, eine neue, rein filmische Welt darzustellen.

Im Gegensatz zum Spielfilm, der immer noch überladen ist vom überkommenen Gut aus der Literatur und der Theaterdramatik, von all diesem Dialog, der einem alles erklären will, von dieser Schilderung von geschlossenen Persönlichkeiten, von Intrigen und äußeren Handlungsmomenten, geht es hier um einen Ausdruck von Emotionen, von Gedankenketten, die sich der Vernunft oft entziehen.

Ich denke an eine Szene in einem Film von Feuillade, vor dem Ersten Weltkrieg gedreht: Da sieht man zuerst im Schlafzimmer einer Villa eine Frau, die auf dem Bett liegt und mit Zeichen der Ungeduld irgendjemanden erwartet. Unten auf der Straße fährt eine Kutsche vor. Man sieht, wie eine große Schlange durchs Fenster hereinkriecht. Wieder ein Bild der wartenden Kutsche. Es bleibt ungewiß, was drinnen im Zimmer geschieht. Man sieht nur von außen, wie die Schlange das Zimmer durch das Fenster verläßt. Dann die Frau, die jetzt ermattet auf dem Bett ausgestreckt liegt, und zum Abschluß die Kutsche, deren Tür eben zufällt, und die wieder davonfährt.

In diesen wenigen Bildern wird der Besuch eines nicht ganz geheuren Liebhabers auf eine Art geschildert, die dem Zuschauer einen Schlag ins zentrale Nervensystem versetzt. Es wird nicht geredet und geredet, wie heute, und es werden nicht — damals war der Film ja stumm — Textblätter eingelegt. Der Text war ein Abbruch, eine Erinnerung an die Literatur. Die Bilder hatten ihre eigene Sprache. 1915 kam dann das erste durchgeführte kühne Experiment: **LA FOLIE DU DOCTEUR TUBE** (Der besessene Dr. Tube) von Abel Gance.

Dieser Dr. Tube ist ein Seher, ein neuer Dr. Faust. Zunächst geistert er in seinem Laboratorium herum, zwischen dampfenden Retorten, auf der Suche nach einem Mittel, das die Struktur der ganzen Welt verändern soll. Dieser Abschnitt ist verworren, verrückt, von hektischen Gesten erfüllt, und ironisiert all die verbrauchten melodramatischen Effekte des Films. Dann gelingt es ihm plötzlich, die richtige Mischung herzustellen. Die künstlerische Revolution vollzieht sich. Die Wirklichkeit wird zum Unkenntlichen deformiert. Tube und seine eintretende Haushälterin werden zu schwelenden Massen. In prismatischen Brechungen, verzerrenden Objektiven und Spiegeln verlängern und verkürzen sich die Glieder der Gestalten. Die Gegenstände im Zimmer wachsen zu phantastischen Formationen auf. Wie eine Qualle fliegt Dr. Tube in der Luft, sein Gesicht hat nichts Menschenähnliches mehr, er vervielfältigt sich, schwillt an, schrumpft zusammen, und sein Hund fließt, unendlich lang, rings um die Wand.

Solche Figuren malten auch die Futuristen und Kubisten. Bei Picasso kommen sie immer wieder vor. Damals, am Anfang des Ersten Weltkriegs, sahen viele der modernen Maler und Poeten die künstlerischen Möglichkeiten, die im Film lagen. In seinem futuristischen Manifest sprach Marinetti von einem a b s o l u t e n Film, einem Film, der die äußere Wirklichkeit durchdringt, der die Wirklichkeit als ein elektrisches Kraftfeld schildert, als eine Welt von starken Spannungen, von sausenden Atomen. In Frankreich bahnten Apollinaire und Desnos den Weg für den p o e t i s c h e n Film, einen Film, der die von Rimbaud geschaffene magische Sprache weiterführen sollte. Aber erst im Zusammenhang mit der dadaistischen Bewegung wurde der Film wirklich entfesselt. Die klassischen Kunstideale waren jetzt gesprengt — die Kunst war ein fruchtbarer Anarchismus, in dem alles möglich war. Man Ray, der amerikanische Maler und Photograf, stellte in Paris 1923 den ersten dadaistischen Film her, den er **LE RETOUR A LA RAISON** nannte — Zurück zur Vernunft! Was er sich unter dieser Vernunft vorstellte, weckte Tumult und wilde Begeisterung unter den Zuschauern. Es waren Bilder, die einander hetzten, aufblitzende Lichter, vorbeihuschende Schatten, undeutliche Formen, dazwischen hin und wieder ein Frauentorso und ein Uhrwerk, mit dem Schild GEFAHR! So wie in der Poesie, der Malerei, der Musik, die gewohnten Formen und Kontinuitäten aufgelöst waren, so war auch dieser Film ein neuartiges, kaleidoskopisches Gebilde, ein Angriff auf die Ordnung, auf das Uhrwerk des Alltäglichen — das auftauchende Schild GEFAHR! war ein Kampfsignal, das sich auch gegen die Filmindustrie richtete, die jetzt schon ihre Machtstellung erreicht hatte.

1924 drehte René Clair, zusammen mit den Malern Picabia und Duchamp den Film **ENTR'ACTE.** Er wurde in der Pause einer Vorstellung des Schwedischen Balletts gezeigt und führte wieder zu einem wunderbaren Skandal. Die ersten Bilder kündigten schon an, was hier geschehen sollte. Die ganze Stadt Paris stand auf dem Kopf. Die Zuschauer wurden taumelig vor Schwindel. Dann landet man auf einem Dach. Zwei Schachspieler — Duchamp und Man Ray — schieben bedächtig ihre Figuren über das Brett. Aber schon wird man wieder nach unten gerissen, unter die durchsichtige Bühne, man sieht die Tänzerin von unten — die sich gleich als bärtiger Mann entpuppt. Oben auf den Dächern nimmt jetzt ein Jäger, in Operettenkostümierung, die Schachspieler aufs Korn — er schießt aber auf ein Ei, das in einer Schießbude rotiert. Das Ei zerspritzt — und die Beerdigung kann beginnen. Der Leichenwagen wird von einem Kamel gezogen, das Trauergefolge läuft in Zeitlupenbewegung hinter dem Wagen her, Frauen mit wogenden Schleiern, Männer in Frack und Zylinder, ernsthaft und feierlich — und immer immer schneller rollt der Wagen, das Kamel hat sich losgerissen, der Wagen rollt allein weiter, das Gefolge hetzt hinterher, die Geschwindigkeiten werden übersteigert, in rasender Fahrt saust alles dahin, die Straßen bersten, klaffen auseinander, Radrennfahrer schließen sich der Beerdigungsgesellschaft an, auf einer Berg- und Talbahn geht die Jagd weiter, bis der Leichenwagen in einem Straßengraben landet, der Sarg herausfliegt, der Deckel aufspringt und der Dirigent des Opernorchesters hervorhüpft, den Taktstock hebt und durch ein ausgespanntes Papier den Zuschauern entgegenspringt — der Tanz kann beginnen!

Im **BALLET MECANIQUE** des Malers Léger werden die Gebrauchsgegenstände des alltäglichen Daseins — die auch auf seinen Bildern vorkommen — zu abstrakten Formen und Volymen verwandelt. Mit Ausnahme einer kurzen Szene, die sich mehrmals wiederholt, und in der eine Wäscherin, mit einem Sack auf der Schulter, eine Treppe hinaufsteigt, besteht der Film nur aus Objekten. Auch ein erscheinendes Frauengesicht hat Objekt-Charakter, es gleicht dem Gesicht einer Puppe. Abwechselnd aufgerichtet und niedergesenkt scheint es automatenhaft zu nicken, das Nahbild des Auges, abwechselnd geöffnet und geschlossen, links und rechts auf der Bildfläche, wird zu einem freistehenden Detail. Die Maschinenfragmente, Werkzeuge und Küchengeräte, die die Kompositionselemente seiner dekorativen Bilder sind, läßt er hier in Bewegung erscheinen. Wenn er eine Flasche, einen Kochtopf, einen Quirl, ein Sieb hin- und herschwingen und rotieren läßt, so ist es, als befreie er eine gebundene Kraft [illegible] den Dingen: die Haushaltsgeräte, die man sonst kaum beachtet, zeigen plötzlich ungeahnte Qualitäten. Messer, Gabeln und Korkenzieher werden zu monumentalen Mobile-Skulpturen. Ein paar Beinatrappen, zu verschiedenen Stellungen zusammengelegt, führen [illegible] einen Tanz auf. Ein Strohhut und eine Halskrause bilden wechselnde Arabesken. Wie in einem kubistischen Collage-Bild benutzt er Flaschenetiketten, Plakate, Fetzen von Zeitungspapier, er arbeitet mit den Bruchstücken der Realität, und diese bewegliche Komposition wird von der Treppenszene zusammengehalten: immer wieder ersteigt die Wäscherin mit ihrem Sack die steilen Stufen, und kaum ist sie oben angelangt, fängt sie noch einmal von unten an, in ihrem Ewigkeitsmarsch. Die Kunst Légers ist robust und realistisch, seine Menschen sind Roboter, in einer Welt von lebendigen Maschinen und Gegenständen.

Gezeichnete Filme, in denen abstrakte Formen in Bewegung versetzt werden, begannen schon 1921, mit der **DIAGONALSYMPHONIE** von Viking Eggeling, und wurden dann von Hans Richter und Walter Ruttmann weitergeführt. Diese Filme hatten einen strengen, klassischen Aufbau. Eggeling arbeitet mit einem Reichtum von Formen auf einer zweidimensionalen Bildebene, Richter läßt Vierecke anwachsen und verkleinert sie, und erreicht dadurch eine Tiefenillusion.

Man Ray arbeitet weniger konstruktiv. Seine Filme sind versponnener, poetischer. In **EMAK BAKIA,** 1926, läßt er Wechselwirkungen von statischen Kompositionen und verschiedenen kleinen beweglichen Einzelheiten entstehen. Seine Stilleben aus geometrischen Objekten, Würfeln, Musikinstrumenten, Kleidungsstücken bilden Ruhepunkte in einem Strom von geheimnisvollen Teilformen und Lichtmustern. In seinem **L'ETOILE DE MER** (Seestern) überführt Man Ray ein Gedicht von Desnos in die filmische Sprache. Auch hier baut er die Bildfolgen kontrapunktisch auf. Alle Abschnitte, die in der äußeren Wirklichkeit vor sich gehen, sind durch dämpfende Filter und Schleier gesehen. Das reale Ereignis wird zu etwas Unwesentlichem zurückgeschoben, oft liegt es fast verborgen hinter milchigem Glas, und nur die Phantasien erscheinen in einer nahen und deutlichen Wirklichkeit. Der lange Spaziergang des Liebespaars auf dem Parkweg geht wie in einem wässrigen Nebel vor sich, die Gesten und Umarmungen werden ironisch von ein paar Schatten ausgeführt. Gleichzeitig beschwören diese schwankenden, trüben Bilder eine Unterwasserstimmung herauf: hier unten, tief im Meer, lebt der Seestern. Das Meer ist das Element des Traums, des Schlafs, der Geburt. Der Seestern ist das Symbol einer ozeanischen Liebe. Der Seestern muß sterben und vertrocknen, wenn er auf den Strand der Außenwelt geworfen wird. Der Seestern erscheint in einer Reihe von Kompositionen, die an medizinische oder technischen Abbildungen erinnern. Der Seestern bewegt sich wie ein Herz in einer komplizierten Maschinerie von Kolben, Hebeln und Drähten. Es ist etwas Kühles, Intellektuelles in diesen Bildern von sonderbaren Apparaturen, Gläsern, mechanisch vollzogenen Handbewegungen, etwas von Laboratorium und Operationssaal, etwas Ungreifbares und Unerklärliches wird hier unter die Lupe gelegt und mit Tabellen und mathematischen Formeln untersucht.

Die Mittel, mit denen das Irrationale, die persönliche Mythologie, dargestellt wurde, wurden immer ausdrucksvoller und konkreter. Da war Antonin Artaud, der Vorgänger der heutigen Absurden. Er ersann sich ein Theater der Grausamkeit, und damit meinte er ein Theater, in dem das Publikum psychischen Schockwirkungen ausgesetzt werden sollte. Der Film **LA COQUILLE ET LE CLERGYMAN** (Die Muschel und der Priester), den Germaine Dulac 1927 nach seinem Manuskript drehte, enthält etwas von Artauds visionärer Spielform, etwas von diesen unbändigen Verwandlungen, diesen ekstatischen Einfällen, die er aus chinesischen und balinesischen Dramen übernommen hatte — im übrigen aber hielt sie an einem lyrisch-ästhetischen Ton fest, der Artaud fremd war. Er selbst hätte sich einen rücksichtsloseren, härteren Stil gewünscht, er selbst hätte mit seinen hemmungslosen Einfällen die Zuschauer in eine panische Erregung treiben wollen. Germaine Dulac konnte nur ein hermetisch geschlossenes Werk schaffen — und dies ist faszinierend genug, mit seiner Zentrallyrik, in deren halluzinatorischen Bildern wir etwas von dem dunklen Ödipusdrama erraten, das sich dort abspielt. In einem Keller befindet sich ein junger Mann im schwarzen Priesterrock bei einer sonderbaren Tätigkeit: mit einer Muschel schöpft er eine Flüssigkeit aus einer Schale und füllt unzählige Gläser damit — nur um dann die Gläser, eins nach dem anderen, zerschellen zu lassen. Die Scherben wachsen zu einem hohen Haufen an. Eine quälende, sinnlose Arbeit — es ist, als wollte er mit irgendetwas zurechtkommen, er vollführt immer wieder dieselben Gesten, eine Bemühung, die von vornherein aussichtslos erscheint.

Und dann kam Bunuels **UN CHIEN ANDALOU** (Ein andalusischer Hund), 1929, und hier wurde diese unterirdische Sprache zu dem gewaltsamen Angriff, den Artaud sich gewünscht hatte. Hier gab es nichts Versponnenes, Ästhetisches mehr. Hier wurde kein Wert auf Bildkompositionen, Montagen, Rhythmen und Beleuchtungen gelegt. Die B[illegible] waren hart und kunstlos, drückten nur elementare Triebe, Wünsche, Ängste aus. Auch dieser Film war nach den Prinzipien der Traumarbeit aufgebaut. Doch der Traum war hier nicht als unwirklicher Zustand geschildert, als ein isoliertes Phänomen, sondern als selbstverständlicher Bestandteil unserer Real[illegible]

So wie Eisensteins **POTEMKIN** die äußere Lebenssituation analysierte und entschleierte, so schneidet Bunuel in seinen surrealistischen Werken in die Eingeweide der bürgerlichen Gesellschaftsordnung hinein, er operiert mit den schärfsten Messern, er zeigt den erniedrigtsten modernen Menschen, mit seinen gelähmten Trieben, seinen verzerrten, verbogenen Impulsen, seinen unbefriedigten Sehnsüchten. Er arbeitet mit der surrealistischen Technik des „psychischen Automatismus". Wie in der Psychoanalyse wird das Verdrängte ans Licht befördert, all das Amoralische, Barbarische, das gefährlich ist für unsere Anpassung. Zusammen mit dem Maler Salvador Dali sammelte Bunuel den Stoff, in dem nichts von der Vernunft kontrolliert war, in dem die Konventionen des bewußten Denkens ausgeschaltet waren und nur die verborgenen Kräfte zur Sprache kommen sollten.

Schon der erste Text des Films ist ein Schock: E s w a r e i n m a l . . . Und ein Rasiermesser schneidet in ein menschliches Auge hinein. Ein unerträgliches Bild. Was der Zuschauer in der Folge erlebt, ist ein Zerreißen der alltäglichen Beherrschtheit, der Gleichgültigkeit und der Erstarrung. Er wird hineinversetzt in heftige, aufwühlende Emotionen, in denen eine ursprüngliche Kraft sich unaufhörlich auflehnt gegen die Gewalten der Moralgesetze. Der Höhepunkt des Films ist die Szene, in der der männliche Darsteller sich der Frau nähern will und von allem auferlegten Ballast zurückgehalten wird. Vorgebeugt drängt er sich ihr entgegen, die sich verängstigt in eine Ecke des Zimmers verkrochen hat. Er schleppt an Seilen, die sich über seine Schulter spannen. Langsam rückt er vor, während die Frau ihn mit einem mit Verachtung gemischten Schrecken anstarrt. Jetzt sehen wir, was er da alles hinter sich hängen hat: Gewichte, Netze, ein paar katholische Priester mit Rosenkränzen, Gebete murmelnd, und hinter ihnen zwei Konzertflügel, und auf jedem der Flügel ein toter Esel. Mit ungeheurer Anstrengung zerrt er den Ballast hinter sich her, doch ehe er die Frau erreicht, entflieht sie. Wie er nach ihr greift, schlägt sie die Tür zu, klemmt seine Hand ein, und aus dem Innern der verkrampften Hand wimmeln Ameisen hervor.

Nach dem Kampfsignal des Andalusischen Hundes folgt 1930, wieder in Zusammenarbeit mit Dali, **L'AGE D'OR** (Das Goldene Zeitalter). Jetzt hat Bunuel auch die Dimension des Tons zur Verfügung. Dieselbe Gleichgültigkeit für kompositionelle Vollendung prägt auch diesen Film; der Realismus des Geschehens, die Gewaltsamkeit des Stoffes tritt uns wie in einem Dokumentarfilm entgegen. **UN CHIEN ANDALOU** war ein kurzes stummes Werk über eine menschliche Konfliktsituation. Der große Film **L'AGE D'OR** enthüllt das ganze Kulturmuster um diesen Konflikt. Kaum eine Institution, kaum eine Tradition und ein Moralgebot bleibt in diesem stärksten Befreiungsversuch der Filmkunst verschont.

„Das goldene Zeitalter" beginnt mit einer kurzen Darstellung von ein paar Skorpionen, die erst über eine Ratte und dann übereinanderherfallen, umherwirbelnd, einander zerbeißend im trockenen Sand. Alles ist Kampf, Rivalität, Mord. Alles vertrocknet, steinig, dornig. Ein ödes Land. Eine einsame verbrannte Küstengegend. Zerrissene Klippen mit rieselndem Sand. Eine Gruppe kirchlicher Prälaten im Gestein zusammengedrängt, Litaneien murmelnd. Eine Urwelt, beherrscht von den heiligen Kirchenvätern.

Unten durch Geröll schleppt sich ein zerlumpter Mann. Er trägt ein Gewehr auf dem Rücken. Ein Schiffbrüchiger, ein Bandit, ein Vogelfreier. Er schwankt zu einer zerfallenen Hütte, in der er ein paar Waffenbrüder trifft, ebenso zerlumpt und ausgemergelt wie er selbst. Hier leben sie ihr Paria-Dasein. Einer der Männer liegt im Sterben, festgeseilt an der Wand wie mit einem Nabelstrang. Er versucht, sich aufzurichten und stöhnt mit einer letzten Anstrengung — „Ihr, die ihr Ziehharmonikas habt — Flußpferde — Kälber!" Mit diesem Hilferuf stirbt er. Er hat die Kultur, die Zivilisation angerufen, und die Überlebenden machen sich auf, sie zu suchen, sie taumeln hinaus, in ihrer äußersten Armut, den wimpelgeschmückten Booten entgegen, die sich der Felsenbucht nähern. Doch in ihrer Erschöpfung brechen sie zusammen, einer nach dem anderen. Würdevoll versammeln sich Priester, Beamte, Generäle, Diplomaten am Strand, um die E W I G E S T A D T zu gründen. Ehrerbietig neigt man sich vor den alten Prälaten oben auf dem Felsen, die längst verwest sind, doch deren Skelette, behängt mit goldenen Gewändern und Insignien, ihre ewige Messe weitersingen. Während der Gründungszeremonie ereignet sich ein peinlicher Zwischenfall: die feierliche Rede des Ministers wird von einem Schreien und Stöhnen abgebrochen — mitten zwischen den andächtig Versammelten liegt ein Liebespaar umarmt in einer Lehmpfütze. Man reißt es auseinander. Der um sich schlagende Mann wird von ein paar handfesten Detektiven weggeschleppt. Er wirft sich nieder, wird aber unbarmherzig weitergezerrt, triefend vor Schmutz, mit Handschellen an die Detektive gekettet. In seiner Raserei zerstampft der Mann einen Käfer und weidet sich an dessen Todeszuckungen, er entlädt seine Wut an einem Hund, den er mit einem Fußtritt in die Luft schleudert, er haut auf einen alten blinden Mann ein, der ihm in den Weg gerät. Das Gehemmte in ihm wird zu Haß, der sich gegen alles Lebende richtet.

Im Dokumentarfilm entwickelten sich während der dreißiger Jahre die neuen Möglichkeiten für die Avantgarde. In seinen beiden ersten Filmen machte Bunuel die Sprache des Traums zu einer Sprache der Wirklichkeit. Die verborgenen, verdrängten Kräfte zeigte er im harten, kalten Tageslicht, wie Journalfilmbilder. In seinem nächsten Film geht er ganz von der äußeren Wirklichkeit aus, und was er 1932 in seinem kurzen Film **TERRE SANS PAIN** (Land ohne Brot) zeigt, übertrifft jede surrealistische Vision.

In Los Hurdes, einer Provinz im Norden Spaniens, trifft er eine isolierte Bevölkerungsgruppe, in der er ein Symbol für die äußerste Erniedrigung der Menschenwerte sieht. Die Bilder, die er aufnimmt, gleichen Goyas Capriccios. Aus Mangel an Nahrungsmitteln essen die Leute in den Dörfern unreife Kirschen, was zu Koliken führt. Ihre Körper sind aufgeschwollen, die Haut ist mit Ausschlägen bedeckt. Zum großen Teil geistig unentwickelt, vegetieren sie in Erdlöchern und Steinhöhlen. Ihre Apathie, ihr primitiver Aberglaube läßt keine Verbesserungen zu. Ihre Werkzeuge sind mittelalterlich. Tiere und Kinder verenden in der glühenden Sonne. Den Biß einer ungefährlichen Schlange versucht man zu heilen, indem man den Saft eines giftigen Gewächses in die Wunde reibt. Den Abfall, den Kot entleert man in den gleichen Tümpel, in dem Aussätzige sich waschen und dessen Wasser man ungekocht trinkt. Ein ausgehungerter Esel sackt auf dem Weg zusammen und stirbt unter einem Wespenschwarm, der sich über ihn hermacht. Jedes Gesicht wirkt wie ein Faustschlag: entkräftete, stumpfe Gesichter, Gesichter in Schmerz erstarrt, das Gesicht der Mutter über dem toten Kind, die Gesichter von Krüppeln, Kretinen, Mißgeburten. Der Film stellt die Frage: Wie ist unsere Welt beschaffen, wenn es Menschen gibt, die in einem solchen Zustand leben müssen?

Und was wurde aus all diesen Filmen? Wo sind sie? Warum sieht man sie nie? Die meisten wurden verboten. Bunuels Filme wurden verboten. Viele andere Filme der Avantgardisten wurden verboten. Sie waren zu gefährlich, zu umstürzlerisch. Sie konnten die Ordnung gefährden. Nur in Film-Museen, in Film-Studios wurden sie gezeigt. Die Machthabenden wollen den blauen Dunst der Idealisierungen. Sie fürchten die unverstellte Wahrheit. Sie schieben ihre Kulissen vor, ihre bemalten Puppen und kernig marschierenden Soldaten. Der Schrei von Bunuels Erde ohne Brot ist zu einem erstickten Stöhnen geworden.

Foto: Abisag Tüllmann

Reinhard Lettau ist 1929 geboren. Sein erster Erzählband – mit dem Titel „Schwierigkeiten beim Häuserbauen" – erschien dieses Jahr im Hanser Verlag, München. Lettau – längere Zeit als Assistent-Professor an einer amerikanischen Universität tätig – lebt zur Zeit in Deutschland. Er las auf der diesjährigen Tagung der Gruppe 47. Seine Erzählung „Exempel?" ist hier erstmals gedruckt.

REINHARD LETTAU

Exempel? Exempel?

Warum man ausgerechnet mich zur Hochzeit eingeladen hat, weiß ich nicht. Weder die Brautleute, noch einen ihrer Freunde, nicht ihre Anverwandten, keinen der elf Brüder der Braut, nicht einen der Freunde der Freunde hatte ich vorher auch nur von weitem gesehen, noch hatte ich den Namen der glücklichen Familien, die sich da verbanden, je vernommen. Freilich hat man mich ja kaum ein Stündchen dort geduldet. Vielleicht sollte es ein Exempel sein, dann war es aber ein schlechtes.

Selbst wenn man in Rechnung stellt, daß Brauteltern, reiche Brauteltern zumal, in der Stunde ihres höchsten Glücks mit Einladungen nicht wählerisch sind: mancher wird geladen, nicht, weil man darauf fieberte, ihn wiederzusehen, nicht, weil alte Bande wieder befestigt werden sollten, nicht, weil der Glanz des Festes durch seine Gegenwart erhöht wird, nicht, weil man sich seines fortgesetzten Schutzes erfreuen will oder eine noch von ihm erwartete Wohltat durch die Gunst des Festes reifen sieht, sondern es werden auch manche eingeladen, nur weil man sie ärgern will, weil man ihrem Neid neue Nahrung zuführen, ihre Feindschaft schüren will, – selbst wenn man dies alles in Rechnung stellt, bleibt meine Einladung ein Rätsel. Keiner von diesen Gründen trifft bei mir zu. Nachdem die Boten, die mir die Einladung überbrachten, schon weggeritten waren, saß ich noch und sann darüber nach.

Die Reiter hatte ich schon lange kommen sehen. Wen ich kommen sehe, der kommt nur meines Weges, und da nie einer meines Weges kommt, kann jemand, der doch meines Weges kommt, nur aus Versehen meines Weges kommen. Ich setzte mich also in meinem Zelt auf und bereitete mich darauf vor, den Herren den Weg zurück zu weisen. Den kannten sie, sie wollten ihn nicht wissen, sie fänden ihn allein, riefen sie, nachdem die Einladung ausgesprochen war. Ob sie vorsätzlich zu mir geritten, also des Morgens mit dem Vorsatz aufgebrochen waren, zu mir zu gelangen, oder ob sie einfach ihren Pferden, – schönen Pferden übrigens, da macht man mir nichts vor –, die Zügel gelassen und diese erst dann gelenkt haben, da sie mich, als Pünktchen am Horizont, erkannten, weiß ich ebenfalls nicht.

Daß unser Land ein sehr gastliches Land ist, daß hierzulande „Fremder" und „Gast" fast immer zusammen gesagt wird und „Gast" und „Ich segne dich" beinahe dasselbe bedeutet, daß also in einem Land, dessen Geschichte immer wieder die Aufnahme und Rettung Verhungernder und Verdurstender erzählt, daß gerade in einem solchen Land einer, der ein großes Fest herrichtet, es sich einfallen lassen könnte, alle einzuladen, die seine Boten eben erreichen, das erwog ich endlich, als ich die beiden Boten, Staubfahnen bereits, am Horizont verschwinden sah. Oder das schlechte Gewissen der Reichen? Jedenfalls meine Boten hatten nicht, kaum, daß sie außer Sichtweite ihres Herrn waren, sich am Wege niedergelassen, gefaulenzt, und waren dann zurückgeritten, um zu melden, es sei ihnen niemand begegnet. Meine Boten hatten mich erreicht und den Auftrag ausgeführt. Aber vielleicht dienten sie auch einem sehr strengen Herrn und fürchteten die Peitsche? Oder ich sehe einem anderen ähnlich, den sie wirklich einladen wollten? Wieso wollte man aber jemanden einladen, dem ich ähnele? Lauter Fragen.

Der Gedanke, daß Not, nicht Gastlichkeit, den Brautvater bewog, mich und meinesgleichen einzuladen, überkommt mich, wenn längeres Nachdenken über den Gegenstand meine Sinne getrübt, die brennende Hitze, die vor mir eine flimmernde Welt aufsteigen läßt, als säße man bei einer Flamme, direkt über ihrer unsichtbaren Spitze, wenn also die Hitze meine sinnenden Kräfte geschwächt hat, ohne mir, wie das geschieht, an ihrer Statt Bilder und Lösungen vorzuführen. Wie gesagt, nur in solchen Stunden fällt mir solcher Unsinn ein, verführerisch, weil unter seinem Vorzeichen sich alles ordnet und klärt, aber eben unter seinem Vorzeichen: einem Hirngespinst. Wer hat jemals gehört, daß irgendeiner, – und nun sogar mehrere, etwa zweihundert –, nicht sofort aufbrechen, wenn sie zu einem großen Fest geladen werden? Leben nicht alle für ein Fest? Wer wird nicht den Acker liegen, das Haus stehen, die Versprochene sitzen lassen, wenn es ein Fest gilt, also einen fruchtbareren Acker, ein festeres Haus, eine schönere Versprochene womöglich? Und nun in unserem Land, das kein Land ist, sondern eher eine Strecke zwischen zwei Festen, ein Hindernis zwischen zwei Einladungen, ein Darben zwischen zwei Mahlzeiten, ein Flimmern zwischen zwei Anblicken? Und nun in unserem Land, sage ich, das es wirklich nicht gibt, da man doch jeden beliebigen Ort mit jedem austauschen könnte, ohne daß es einer merkte, was mich manchmal zu diesem Gedanken verführt, daß jetzt, während ich hier sitze, alles im weiten Umkreis abgetragen und woanders hingestreut wird, dort, wo es hinkommt, hingesiebt, wie dort, wo es herkam, zwischen den Fingern zerrinnend, ohne Spur.

Wie kamen die anderen, gleich mir spät und geheimnisvoll Geladenen zu der Festtagskleidung. Dieses ist die wirkliche Frage. Und sie spaltet sich, kaum, daß man sie gedacht, in zwei Richtungen: Wie kamen die Mühseligen zu der festlichen Garderobe, und wie kamen sie dazu, sie anzulegen? Welcher Einfältige erwartet überhaupt, daß ein Hausierer geputzt, daß dies womöglich dauernd geschieht, daß ein Bettler im Frack erscheint? Ist er dann noch ein Tagedieb? Darf er dann noch eingeladen werden? Neben mir, als schon üppig aufgetragen wurde und man rundherum nur Hälse sah: die Köpfe hingen nach hinten, die Münder sperrangelweit auf, der Wein plätscherte in sie hinein, Gurgeln, Schlucken, Verschlucken, – ich sage, neben mir bemerkte ich einen, der noch vornehmer gekleidet war, als der Gastgeber selbst, der mich dann, meiner Lumpen wegen, des Hauses verwies. Diesen Nachbarn zierte ein prächtiger Überhang, in den Farben des Regenbogens, so daß schon bei seinem Anblick jeglicher Durst gelöscht ward. Überdies setzte sich sein Kleid in allerlei Anhang und Schmuck fort, von dem, was auf dem Haupte sichtbar war, ganz zu schweigen. Seinen Händen sah man aber an, daß sie weder solche Kleider, noch solche Feste gewohnt waren. Den ersten Silberbecher, der ihm gereicht wurde, und den der Durstige gleich an die Lippen führen wollte, zerquetschte er sofort, so schnell, daß die Augen, die dies wahrzunehmen sich bemühten, während sie schon den Wein überall tropfen und sich ergießen sahen, zugleich noch festhielten und als gegenwärtig vorgaukelten, wie der heile Becher den Händen des Rohlings ausgeliefert wurde. Welche Gäste! Wer wünscht sich überhaupt solche Gäste? Wer will, frage ich mich, wer will, auch wenn er ganz allein ist, auf den Anblick eines Menschen gierig, wenn bitterste Not ihn treibt, furchtbare Demütigung, große Verlegenheit, wer will, frage ich mich, Gäste bei sich einlassen, denen alles, alles verziehen wird, nur weil sie würdige Hüllen übergeworfen? Wer wird andererseits, so frage ich mich weiter, einem Gast die Tafel versperren, von dem alles zu erwarten ist, nur kein Festgewand? Ich frage mich weiter, ob ein sechster Sinn die andern, etwa den Nachbarn, geleitet habe, nach so einem Kostüm zu greifen? Und wenn es so war, welche Witwe hat der Nachbar überfallen, um der Kleidung habhaft zu werden? Hat er sie an dem Zaun gefunden, an dem die Reiter ihn trafen? Ist sie ihm durch die Luft zugeflogen? Oder hat er sie, gegen eine Handvoll Kiesel, im Pfandhaus zu Bagdad gelöst? Hat mein anderer Nachbar, jener, der, als er sich unbeachtet wähnte, ein Huhn in seinem kostbaren Mantel versteckte, hat also mein anderer Nachbar sein festliches Gewand in der Gosse gefunden? In der er schnarchte, als die Boten ihn umwendeten, auf den Rücken wälzten, ihm die Einladung ins Ohr brüllten? Hat schließlich jener Einäugige, dessen noch verbliebenes, auch bereits triefendes, verfaulendes Auge mich böse musterte, hat er sich den königlichen Stoff, der seine Schwären zwar dem Auge, nicht aber der Nase entfernt, hat er sich den Goldstoff etwa mit seinen zwei braunen Zähnen selber gewirkt? Hing ihm der Faden, mit dem er ihn sponn, vielleicht vorher als Bart auf die Erde? Welchen Einsiedler hat jener vergiftet, der seinem vornehmen Nachbarn den Beutel aus der Tasche zog und in seinem Busen verschwinden ließ? Welchem Kaufmann hat jener aufgelauert, der sich, weiter unten an der Tafel, dort, wo sie sich um das Haus zu winden beginnt –, welchem Kaufmann hat er nächtens aufgelauert, um das Brokatkleid überstreifen zu können, das er jetzt durch sein lautes, schreckliches Erbrechen verunzierte, kaum, daß er einen Bissen genossen? Und die weinerliche alte Jungfer, die sich allen anbietet? Welcher Toten hat sie Gewand und Perlen abgestreift?

Alle diese waren noch da, glitzerten und glänzten, blähten sich und prusteten, taten sich wichtig, schlürften und schmatzten, führten sich auf, unter den Augen des Gastgebers, der selbst mit in die Hüfte gestemmten Händen, das Brautpaar hinter sich, das kaum koste, deckte, wieherten sogar vor Lachen, mit geblähten Backen, dann ein Zischen wie von wildem Otterngezücht, als ich, still, aufstand, meinen Stecken ergriff und mich davonmachte.

kunst und schweigen

notizen von chris bezzel

bei wittgenstein heißt es: „wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen." für die kunst läßt sich aus diesem satz gewinnen: worüber man schweigen muß, weil man nicht davon sprechen kann, das läßt sich vielleicht z e i g e n.
das zeichen der kunst zeigt das, was sich nicht aussprechen läßt. schweigend sehen wir das zeichen. was sich zeigt, ist nach wittgenstein das „mystische", das „unaussprechliche". dieses ist anzusprechen als das umfassende, das nicht ausgesprochen werden kann, weil es die sprache übergreift.
wie kann in der sprache das umfassende gezeigt werden, das doch die sprache übergreift, uns sprachlos macht, uns ins schweigen bringt? das ist die frage.
die sprache scheint das begrenzteste, das nächste zu sein: sie nennt genau das wahrnehmbare und nicht mehr.
die sprache tauglich zu machen für das zeigen des umfassenden kann also nur so gelingen, daß die sprache erweitert wird. diese fragliche erweiterung (wie sie auch immer gelingen mag, und sie ist in der sprachkunst bis heute immer neu gelungen) ist etwas wie ein aufreißen der sprache. im aufriß der sprache liegt die chance des zeigens.
im aufriß der sprache z e i g t sich der riß der welt. dieser riß ist grundriß und nichts in eins. er ist das umfassende.
es zeigt sich also im aufriß der sprache die struktur der welt und zugleich die stelle, der modus ihrer offenheit, ihrer lücken, ihres nichts.
in der offenheit, im nichts gibt es keinen boden. der aufriß der sprache als zeigen des umfassenden bringt in die offenheit, ins nichts, in die schwebe. er bewirkt aufhebung.
indem zugleich die struktur der welt sich zeigt (das wird verbürgt durch die bleibende konkretheit, die materialität auch der aufgerissenen sprache) ist die aufhebung kein blindes geschehen, in das wir geraten, sondern wir werden durch die aufhebung sehend. wir sehen die struktur der welt.
aufgehoben, stehen wir in der spannung von grundriß und riß als struktur und nichts.
wie wird die sprache erweitert? wie wird sie aufgerissen? die antwort auf diese frage gäbe eine zeichenästhetik der weltliteratur. wir wollen hier nur versuchen, allgemein und abstrakt zu antworten, um aspekte für das sprachliche zeichen der zukunft zu gewinnen.
im sprachzeichen wird immer das bloß semantische aufgerissen, aufgebogen, erweitert.
aus dem einschichtigen sema (wortbild) muß das vielschichtige zeichen werden.
dies kann nur durch komposition geschehen.
grundbedingung einer komposition mit dem ziel des zeichens ist also, daß mit ihr das einzelne sema vielschichtigkeit gewinnt, indem es aufgebogen wird.
das kompositionselement, das sema, wird also in der komposition aufgebogen, damit es sich gleichsam mit „welt" füllt. das vielschichtige zeichen nun zeigt den grundriß und riß der welt.
die voraussetzung, etwas als vielschichtig, als zeichen, als grundriß und riß der welt zu erfahren, ist die assoziationskraft des betrachterbewußtseins. technisch gesehen, wird diese assoziationskraft durch die zeichensetzung aktiviert.
das zeichen bringt das in der assoziation komplex und simultan zusammen-gedachte zur anschauung.
das sema aufreißen heißt, es durch komposition assoziativ erweitern. nicht nur wird assoziiert durch komposition heterogener elemente, sondern das sema selbst als element wird durch komposition assoziativ erweitert.
gesucht werden also semantische elemente, die durch komposition assoziativ erweitert werden können.
was durch die komposition vielschichtig gemacht wurde, wurde nicht ausgesprochen. es wurde gezeigt. man kann darüber nicht sprechen. (nur reden.) man sieht es.
man schweigt darüber. sehend gerät man ins schweigen. kunst ist eine form des schweigens.

WALTER AUE

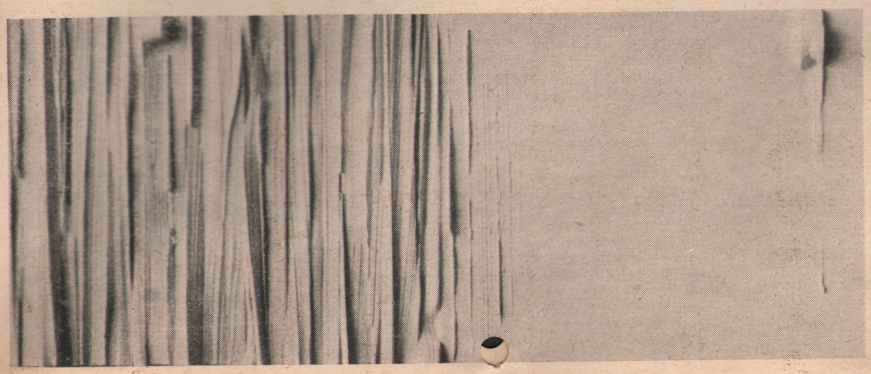
Hampelmann

nicht daß er tagein und tagaus daß er linkisch koste was es da wolle den gleichen schabernack fing und umhersprang nicht daß er nur die blauen wunder daß er immerzu durch dick und dünn beim schopfe packte daß er stunde für stunde die lügen rüttel dich und schüttel dich aus seinem sack ließ daß er jede binsenwahrheit verschlang daß ich dich besser hören kann nur immer siebene daß ich dich besser sehen kann auf einen streich nicht daß er wer ist der schönste im ganzen land zu sich auf die schnur hing solange er wippte solange er sonstwas mit den gelenken nicht daß er lachte nicht daß er bäuchlings ich bleibe daß er hoch springt und tiefspringt ich bleibe koste was es da wolle daß ich dich besser schlachten kann nicht daß er immerzu zappelnd daß er nur immer das stelzenbeinige bis an das ende der welt lief nicht daß er gut daß niemand weiß von mund zu mund tänzelte daß er wer ist es wer ist es daß er nur den kunter bunten spaß mit dem kopf in den sand steckte nicht daß er laut und leis die zeit zerschellt das bild ist knapp von kopf bis fuß sich bangemachte nicht daß er über und über daß er linkisch allerlei schönes koste was es da wolle uneins wurde daß er allerlei böses schwatzte nicht daß ich dich besser beißen kann daß er finger für finger daß ich dich besser schlucken kann die bösen flüche hochkrempelte nicht daß er von kopf bis fuß daß er tagein und tagaus koste was da wolle lebendig wurde nicht daß er das wilde lachen aufriegelte daß er zeit vertreib die zeit vertrieb daß er alles aber auch alles aufschnappte und zuschnappte daß ich dich besser fressen kann daß er sich ein bein gestellt und über seinen schatten sprang daß ihm der boden unter den füßen zu heiß wurde nicht daß er sich was der rede nicht wert ist zu tode hetzte daß er linkisch koste was es da wolle seinen kopf verlor solange er aufgehangen solange er sonstwas an die schnüre gebunden

Entscheidungen in Weiß

Bilder von Rolf Kissel

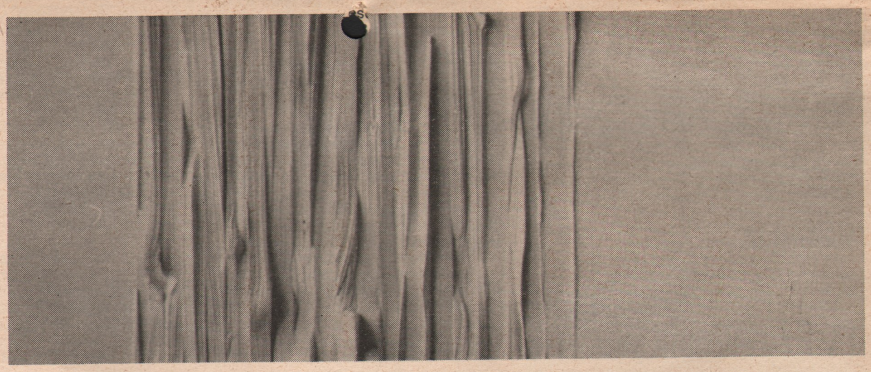
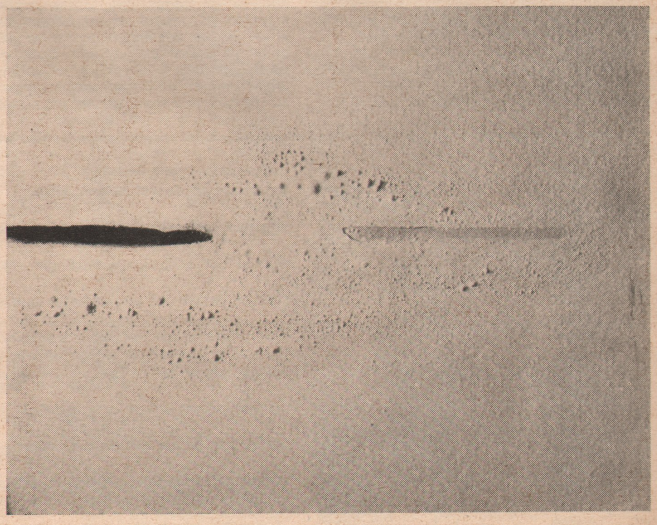
Die Malerei von Rolf Kissel besticht seit ihren Anfängen durch die konsequente Ausführung der formalen Themen. Seine Bilder entfalten sich aus der Entwicklung und Variation gewählter Konstanten: in Serien und Folgen, deren Gefälle auf Reduktion, Verknappung und geregelte Ordnung der primär gegebenen „Ansätze" hinsteuert. Kissels wache Selbstkritik versteht den Raum aus Farbe und Struktur von emotionalen Aufschriften und undifferenzierten Zufällen freizuhalten. Seine Arbeiten sind voller Spannung, sichtbarer Ordnung und disziplinierter Entschiedenheit.
Kissels jüngste Bilder, die Möglichkeiten der komplexen Farbe Weiß und ihre Integration mit plastischen Werten des Reliefs erforschend, zeigen eine Tendenz zu karger bildnerischer Eindeutigkeit. Darin ist zugleich die Absage an die Konventionen des matt gewordenen Nach-tachismus enthalten. Spannungen und Energien verfügen die Bildräume dieses Malers zu einer rationalen Ordnung: dem Betrachter sind nicht diffuse Sinn-Vermutungen abverlangt, sondern überzeugende Entscheidungen auf dem Geviert des Bildes vor Augen geführt.



Rolf Kissel, geboren 1929 in Frankfurt am Main, Studium an der Städel-Schule, 1956–1961. Meisterschüler bei Prof. Albert Burkart. 1958–1961 Beteiligung an Gruppen-Ausstellungen in Frankfurt, München und Nürnberg.

1961 erste Einzel-Ausstellung in der Zimmergalerie Klaus Franck, Frankfurt am Main.

1962 Beteiligung an der Ausstellung „Deutscher Kunstpreis der Jugend 1962", Stuttgart.

Februar 1963 Ausstellung in der Galerie Falazik, Bochum.

Mai 1963 Ausstellung in der Galerie Christa Moehring, Wiesbaden.